

Und sind wir bereit, die Irrtümer und Gefahren für unsern Glauben und unsere Lebensführung klarer zu erkennen und entschlossener zu überwinden? Vor allem die Gewohnheit, den Glauben nur als die Erfüllung genormter religiöser bzw. kultischer Vorschriften und Pflichten zu betätigen, die neben dem Leben absolviert werden, so daß die Kirche, die wir selber sind, des Glanzes und der Zeugniskraft entbehrt? Das unfehlbare Lehramt des Konzils, das am Fest der Mutterschaft Marias seine Arbeit beginnt, erwartet von den Gläubigen denselben Aufbruch zur Fülle Christi, den es der Kirche bereiten will. Gehen auch wir dem Herrn entgegen!

Meldungen aus der katholischen Welt

Aus dem deutschen Sprachgebiet

12. Kongreß „Kirche in Not“

Im „Haus der Begegnung“ in Königstein im Taunus fand vom 27. bis 31. Juli 1962 der 12. Kongreß „Kirche in Not“ statt. Der eigentliche Sinn dieser seit 1951 jährlich stattfindenden Kongresse ist es, die Not der Kirche im Osten darzustellen, aber, wie der Leiter der Königsteiner Anstalten, Prälat Adolf Kindermann, betonte, die Expansion des Weltkommunismus rückt immer mehr auch die Bedrohung der Kirche im unabhängig gewordenen Afrika und in den Ländern Lateinamerikas in den Blickpunkt. So war auch das Thema des diesjährigen Kongresses ganz allgemein gehalten: „Kommunismus und Religion“. Vertreten waren 30 Völker — der Kongreß spricht bewußt in der Terminologie von „Völkern“, was der heutigen Generation die Lokalisierung innerhalb der z. Z. bestehenden Ländergrenzen schwierig macht —, die Zahl der Teilnehmer war mit rund 500 geringer als sonst, da die Wallfahrt der Vertriebenen und Flüchtlinge am 2. August nach Rom anlässlich des 10. Jahrestages der Verkündigung der Apostolischen Konstitution *Exsul Familia* Papst Pius' XII. für manchen die Fahrt nach Königstein unmöglich machte.

Kommunismus und Religion

Das beherrschende Thema des ersten Kongreßtages war die Lage der Kirche in Ost- und Mitteleuropa. Prof. Wilhelm de Vries vom Orientalischen Institut in Rom gab einen Überblick über die Ereignisse der letzten Jahre. Die Leser der Herder-Korrespondenz sind darüber durch unsere laufende Berichterstattung über die Kirche in den Ländern unterrichtet. Unser Bericht kann sich daher im wesentlichen auf die Wiedergabe der Antworten von de Vries auf folgende vier Fragen beschränken:

1. *Wie steht es mit den Bischöfen?* — Die orthodoxe Kirche hat überall noch eine im wesentlichen intakte Hierarchie. Die unierte katholische Hierarchie ist in der Ukraine, der Slowakei und in Rumänien vernichtet, lediglich in Ungarn gibt es noch die Diözese Haydudorogh und in Jugoslawien die Diözese Kreutz. Völlig intakt ist die lateinische katholische Hierarchie in Polen, Jugoslawien und in Ostdeutschland; in Albanien ist sie neuerdings wiederhergestellt (vier Administratoren, die vom Vatikan anerkannt sind). In Bulgarien war vor kurzem die Weihe eines neuen Bischofs möglich. Stark reduziert ist die Hierarchie in Rumänien (ein Bischof). In Ungarn sind nur noch fünf Bischöfe im Amt, und diese stehen unter strengster Aufsicht des Staatsamtes für den Kult. Am schlimmsten ist die Lage in der Tschechoslowakei, wo

es in Böhmen und Mähren keinen Bischof mehr gibt, während die drei noch in der Slowakei lebenden ihre Diözesen faktisch kaum mehr regieren können.

Die Haltung der Bischöfe dem Regime gegenüber ist durch ein mutiges Eintreten für die kirchlichen Belange gekennzeichnet. Lediglich in Ungarn, wo die Bischöfe unter schwerstem Druck und scharfer Kontrolle stehen, haben die Bischöfe im März 1962 unter Druck 64 gute Priester aus der Seelsorge entfernt („Osservatore Romano“, 13. 5. 62). Die Haltung des Vatikans gegenüber den Vertretern Polens und Ungarns hat sich in den letzten Jahren gewandelt. Der „Osservatore Romano“ (7. 10. 61) spricht wieder von einem sog. *Modus vivendi*. Die neue Einstellung gegenüber der Kirchenpolitik Kardinal Wyszynskis und dessen freundlicher Empfang in Rom (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., 342 f.) beruhen auf einem Wechsel im Staatssekretariat.

2. *Wie steht es mit den Priestern?* — Prozesse und Verurteilungen von Geistlichen sind auch in den letzten Jahren ziemlich häufig zu verzeichnen. Die Ausbildungsmöglichkeiten für den Priesternachwuchs verschlechtern sich immer mehr, so daß die an sich schon viel zu geringe Zahl von Priestern zu den schlimmsten Sorgen Anlaß gibt. Durch regimehörige Priester und katholische Laienvereinigungen versuchen die Kommunisten in den Ländern die Kirche zu spalten. In der Sowjetzone ist es der Versuch, eine „Vereinigung der fortschrittlichen Katholiken“ zu schaffen, in Polen die Pax-Vereinigung, die durch rückhaltlose Bejahung des Sozialismus zu einem guten Verhältnis zum Staat zu kommen sucht. Anfangs 1961 allerdings ließ die Regierung sie fallen. Auch die Caritas-Priester in Polen, etwa 400 an der Zahl, stehen im Gegensatz zur Hierarchie. In Ungarn sind es die Friedenspriester, die als Generalvikare, Kapitelsvikare oder als Seminarregenten Einfluß zu gewinnen suchen. Sie stehen in scharfem Gegensatz zu den romtreuen Geistlichen. Der „Osservatore Romano“ schrieb am 18. Mai 1961 über sie: „Die Tragik in Ungarn besteht heute darin, daß die ungarischen Katholiken zusehen müssen, wie ihnen gegen den Willen der Bischöfe und gegen ihr Gewissen Männer aufgezwungen werden, die zwar die Priesterweihe haben, die aber durch ihre Worte und Taten und ihr ganzes Leben klar beweisen, daß sie dieser Würde nicht wert sind. Sie haben im Gefolge der unrühmlich bekannten Richard Horvath und Michael Berezotczy im Dienst der Partei die traurige Aufgabe übernommen, den Katholizismus zu zersetzen und seine Liquidierung zu beschleunigen.“

3. *Wie steht es mit den Kirchen und Klöstern?* — In der Sowjetunion wurden in den letzten Jahren über 1000 Kirchen und zahlreiche Klöster unter den verschiedensten Vorwänden geschlossen. Diese Schließungen erfolgen dann auf „freiwilliges und einstimmiges Verlangen“ der Bevölkerung. Ein beliebtes Mittel, Druck auf die Kirche auszuüben, sind die Steuern, so vor allem in Polen. Zwar wurde dort in der Tauwetterperiode 1956 die Kirche zu einer sozialen Organisation deklariert, was einige steuerliche Vergünstigungen zur Folge hatte, aber mit dem Dekret des Finanzministeriums vom 25. Februar 1959 wurde die Kirche als Privatunternehmen eingestuft und dermaßen mit Steuern belegt, daß allein schon dadurch ihre Existenz bedroht ist.

4. *Wie steht es mit dem Einfluß der Kirche auf die Jugend?* — Das kommunistische Regime will grundsätzlich die Kirche von jedem Einfluß auf die Jugend

fernhalten, sie darf nur im materialistischen Sinne erzogen werden. Noch vor kurzem erklärte der Erste Sekretär des Komsomol in der Sowjetunion, Pavlov, auf dem 14. Kongreß dieser Jugendorganisation, über den die „Pravda“ am 17. April 1962 berichtete: „Die Verfassung garantiert Glaubensfreiheit nur den erwachsenen Bürgern, aber niemals kann es erlaubt sein, die Kinder durch religiöse Beeinflussung geistig zu Krüppeln zu machen. Wir müssen unsere Kinder vor dem Einfluß gläubiger Eltern und Verwandter schützen.“ In der Tschechoslowakei legt das Schulgesetz von 1961 fest, daß die Erziehung auf der Grundlage der materialistischen Weltanschauung zu erfolgen hat. In Polen gibt es so gut wie keine katholische Schule mehr, in Ungarn nur noch acht gegenüber 3000 vor der Verfolgung. Der Religionsunterricht ist in allen kommunistischen Ländern zumindest schwer behindert, wenn nicht ganz verboten. Wenn er erlaubt ist, dann meist nur in den Kirchen. Ist er in der Schule gestattet, müssen die Eltern und Kinder mit Repressalien rechnen, oder er ist so schlecht, daß die Pfarrer die Eltern von der Kanzel herab warnen müssen, ihre Kinder dorthin in den Religionsunterricht zu schicken, wie es z. B. in der Tschechoslowakei der Fall ist.

Unsere Brüder hinter der Mauer

Am Nachmittag gab Pater Dries van Coillie, der Verfasser des Bestsellers „Der begeisterte Selbstmord“, einen erschütternden Bericht über seine dreijährige Haft in einem rotchinesischen Gefängnis. — Der Sonntagvormittag war einer Feierstunde zum 10. Jahrestag von *Exsul Familia* gewidmet, in der Prälat Adolf Kindermann einen Überblick über dieses für die Seelsorge bei den Vertriebenen, Flüchtlingen und neuerdings bei den vielen Gastarbeitern so bedeutsame Dokument (vgl. Herder-Korrespondenz 6. Jhg., S. 569 f.) gab und die Schlußfolgerungen für die Praxis der Gegenwart zog.

Den Bericht über die Lage der Kirche in der Sowjetzone gab ein Zonenflüchtling, der noch Tage vor dem 13. August 1961 den Weg in die Freiheit wählte. In der Zone begann der Kampf gegen die Kirche damit, daß man den Religionsunterricht immer mehr aus der Schule verdrängte, die zu einem Zentrum materialistisch-atheistischen Denkens geformt wurde. Die Kirche wurde mehr und mehr auf ihre kultischen Funktionen beschränkt. Mit Ausnahme von zwei Kirchenzeitingen, dem „Tag des Herrn“ und dem „Hedwigsblatt“, stehen alle modernen Publikationsmittel den ideologischen Gegnern der Kirche zur Verfügung, die sie rücksichtslos für ihre Zwecke einsetzen. Gefährlicher noch ist der Kampf, den die Kommunisten um den Bestand der christlichen Familie führen. Mit Druck und Verlockung suchen sie einen „neuen“ Menschen zu formen, und die Gläubigen werden wegen der Ausbildung und beruflichen Fortbildung ihrer Kinder in schwerste Gewissenskonflikte gestürzt. Bis zum 13. August 1961 bestand immer noch die Möglichkeit, diesem Druck durch die Flucht in den Westen zu entgehen. Diese Möglichkeit gibt es nicht mehr. Die Lage der Kirche und der Gläubigen hat sich dadurch verschlechtert, obwohl die Kommunisten dem äußeren Anschein nach augenblicklich auf der Stelle treten. Aber die Kommunisten brauchen nach dem Bau der Mauer keine Rücksicht mehr auf die Gefühle der Gläubigen zu nehmen. Für spätere Aktionen sammelt das Regime zur Zeit sog. fortschrittliche Katholiken um sich. Die Versuche zeigen allerdings wenig Erfolg.

Der Referent bezeichnete die Not der Kirche als groß, lehnte es aber als Beleidigung für die Menschen in der Zone ab, die Lage der Kirche dort als hoffnungslos zu bezeichnen, denn die meisten halten in ihrer übergroßen Zahl treu zur Kirche.

Kommunismus in Lateinamerika

Über die Situation des Kommunismus in Lateinamerika sprach der Präsident der Deutsch-Brasilianischen Gesellschaft, Prof. H. M. Goergen. Er sieht die Gefahr für Lateinamerika weniger in der marxistisch-leninistischen Doktrin als vielmehr in den konkreten kommunistischen Machtaspirationen, die auf dem Wege „über 1000 Masken“ zum Ziele zu kommen suchen. Der Kommunismus versucht, in den aufgewühlten politischen und sozialen Gruppen Fuß zu fassen und Macht zu gewinnen, demgegenüber ist das doktrinäre Problem zweitrangig. Es genüge deshalb auch nicht, daß die Kirche soziale Lehren vortrage, sondern sie müsse diese in lebendige Bewegung umsetzen.

So bestehe die Aufgabe der Kirche, die nach wie vor, trotz ihrer strukturellen Schwäche, die führende Ordnungsmacht Lateinamerikas sei, in der Organisation der Land- und Industriearbeiter, aber nicht im Sinne von politischen Bemühungen, die unmittelbare tagespolitische Ziele verwirklichen wollen. Die Tätigkeit der Kirche müsse sich vielmehr auf die Werterhöhung der menschlichen Persönlichkeit erstrecken. Es sei notwendig, den darbedenden Massen das Gefühl der Menschenwürde zurückzugeben oder gar erst zu geben. Ebenso notwendig aber sei es, die führenden Schichten mit sozialem Bewußtsein zu erfüllen und ihnen, die sie ja auf Grund historischer und soziologischer Voraussetzungen in die Rolle der „Unterdrücker und Ausbeuter“ hineingeraten sind, nicht nur die Schuld an den bestehenden Zuständen vorzuwerfen, sondern auch soziale und christliche Wege der Lösung vorzuschlagen.

Ebenso müsse sich die Entwicklungshilfe in erster Linie um den Menschen kümmern. Aller Kapitaleinsatz, jede Art von technischer Hilfe, alle Schulgründungen, die nur technisch-organisatorische Zielsetzungen besitzen, nützen wenig. Entwicklungshilfe des Westens in Lateinamerika müsse auf dem christlichen Wertbewußtsein aufbauen und die Weckung eines christlichen Persönlichkeitsgefühls an den Anfang aller Bemühungen stellen. Daher komme der Kirche die entscheidende Bedeutung in der Entwicklungshilfe für Lateinamerika zu, was in gleichem Maße nicht von Afrika und Asien behauptet werden könne, wo die historischen und sozialen Voraussetzungen nicht — wie in Lateinamerika — europäische Geistes- und Rechtsstrukturen seien.

Es sei daher sehr problematisch, Motive und Organisationsformen unserer pluralistischen Gesellschaft auf Lateinamerika zu übertragen. Man könne auf einem Kontinent, auf dem 96 Prozent der Bevölkerung sich zum katholischen Glauben bekennen, nicht mit pluralistischen Vorstellungen operieren. Sosehr der Pluralismus unter gewissen Voraussetzungen ein annehmbares gesellschaftspolitisches Strukturprinzip des Westens darstelle, so wenig könne er unter den augenblicklichen allgemeinen Voraussetzungen Lateinamerikas dort ohne weiteres angewandt werden. Im Gegenteil, es bestehe dann sogar die Gefahr, daß man der Tatsache der 96 Prozent Katholiken in Lateinamerika unter Berufung auf das pluralistische Prinzip Gewalt antue.

Abschließend wies Prof. Goergen darauf hin, daß von der Integration Lateinamerikas in den westlichen und christlichen Denk- und Wirkbereich das Überleben der gesamten westlichen Welt abhängt. Nicht nur die strategische und wirtschaftliche Bedeutung des Subkontinents, sondern auch die Tatsache, daß in ihm trotz aller Fehler und Mängel europäisches Erbe lebt, verpflichte uns zu besonders intensiver Entwicklungshilfe. Diese werde uns außerdem in Lateinamerika leicht gemacht, weil europäische Geistesströmungen, Verwaltungsstrukturen und Lebensinhalte vorgefunden würden. Nicht zuletzt aber sei dieser Kontinent die größte Reserve im Kampf gegen den Kommunismus. Ihm falle vielleicht einmal die Rolle zu, das kontinentale Gegengewicht gegen Rotchina zu sein.

Das Liebeswerben Moskaus um Afrika

Über die Bemühungen der Kommunisten, auf dem afrikanischen Kontinent Fuß zu fassen, berichtete ein Kenner der dortigen Verhältnisse, der Provinzial der Weißen Väter in Frankfurt, Prof. Franz Gypkens. Er warnte davor, jede Regung, die uns nicht paßt, und jedes Durcheinander in Afrika auf das Konto Moskaus zu verbuchen. Nicht immer sei der Kommunismus am Werk, sondern das Weltgottlostum. Der erste Ansturm Moskaus in Afrika mit Geld und Wirtschaftshilfe sei mißglückt. Dies sei dem ungeheuer gesunden Menschenverstand und einer ungläublichen Nüchternheit des schwarzen Mannes zu danken. Bezeichnend sei der Ausspruch eines Afrikaners: „Afrika ist wie eine Hure und geht zu dem, der am meisten bezahlt.“ Unsere Besorgnis, die Afrikaner könnten durch Annahme von Hilfe aus dem Osten gefährliche Bindungen eingehen, entlocke diesen nur ein Lächeln. Dennoch bestehe eine gewisse Gefahr, die man nicht unterschätzen dürfe.

Moskau suche nun neue Wege, in Afrika Fuß zu fassen. Einer dieser Wege führe über die Missionsgebiete des Islams in West- und Ostafrika. Zwar sei der Islam eine religiöse Macht, die im Widerspruch zu Moskau steht, dieser gleiche Islam biete jedoch Berührungspunkte, so die klassenlose Gesellschaft und den Schicksalsglauben, der unempfindlich gegen diktatorischen Druck macht. Ein anderes Einfallstor für den Kommunismus sei die Südafrikanische Republik, wo ein einseitiger Nationalismus viele Afrikaner am Westen wegen seiner Selbstsucht verzweifeln lasse.

Die Entscheidung werde im Gürtel Zentralafrikas fallen, wo die gesündesten Staaten im Werden sind. Hier gebe es auch die meisten Christen. Sowohl der Westen als auch der Osten sucht aus diesen Gebieten Studenten zu bekommen. Die in Moskau, Prag und Belgrad geschulten Afrikaner kehren aber meist als dialektische Materialisten und Feinde des Ostens, die im Westen geschulten als praktische Materialisten und Feinde des Westens in ihre Heimat zurück. „Man kann darüber streiten, was gottloser ist“, sagte P. Gypkens, „meiner Meinung nach ist der ideenlose Materialismus des Westens noch eine Nuance niedriger einzustufen.“

In Westafrika seien die Verfassungen meist von Frankreich übernommen worden und überspitzt laizistisch. Die Kulturfragen seien französisches Monopol geblieben, und die französischen Kulturattachés, meist Freimaurer, unterminierten die geistigen Überlieferungen und arbeiteten so dem Kommunismus in die Hand. Ein weiterer Weg Moskaus führe über die Gewerkschaften. Hier hoffe

Moskau durch überspitzte Forderungen der von Kommunisten durchgesetzten Gewerkschaften ein Chaos hervorzurufen, das der beste Nährboden für ihre Ideologie sei.

Gegen diese Maßnahmen wende sich der Westen unter Führung Amerikas. Seine Bemühungen würden mit großem Mißtrauen von den Afrikanern verfolgt, da sie vielfach nur der Stützung der Macht des Westens dienen sollen. Die einzige selbstlose Macht, die auch von Moskau ernst genommen werde, sei die Mission. Sie habe sich überraschende Anhänglichkeit und Sympathie erworben. Hieraus zog Prof. Gypkens zum Schluß seines Vortrages die Folgerungen, der Kongreß „Kirche in Not“ solle sich nicht auf eine Registrierung der Schandtaten des Ostens beschränken, sondern mithelfen, einen Damm gegen den Kommunismus in Afrika zu bauen. Die einzige wirkliche Macht gegen den Kommunismus sei das reine Evangelium. Die Flüchtlinge sollten beten für die Bekehrung des Westens, damit er die Gottesgeißel des Ostens nicht mehr nötig habe. Sie sollten bereit sein, das Kreuz zu tragen, sollten nicht immer noch von unabdingbaren Rechten sprechen, sondern mithelfen, eine Sozialordnung aufzubauen, vor der dem Osten bange werde.

Das Christentum ist doch die bessere Revolution

Den positiven Abschluß des Kongresses gab der Generalsekretär des Internationalen Bundes Christlicher Gewerkschaften, August Vanistendael: „Heute gibt es 900 Millionen Christen. Wo sind sie? Wir haben die größte Kraft, das Versprechen der Wahrheit, alle Opfer gehen in unsere Richtung, jedes aufrichtige Gebet wird für uns gesagt. Wir haben die größte Erfahrung auf dem Gebiete der Erziehung und der Soziallehre. Aber wir sind in der gegenwärtigen Auseinandersetzung vielfach zu feigen Materialisten geworden. Die Entwicklungshilfe berührt unsere christlichen Staatsmänner kaum. Wir meinen mit Geld und Wohlstand den Kommunismus aufhalten zu können. Aber Homöopathie von nichts zu nichts wird auch zu nichts führen!“ Unsere Aufgabe sei es, die Erlösung durch den Kreuzestod, durch die Liebe, und nicht durch die Macht zu predigen. Nicht die Lehre des Klassenkampfes, sondern die Lehre, die den Gemeinschaftsinn predigt, werde Siegerin bleiben. „Wir haben uns allzusehr mit einem politischen System identifiziert. Durch die Umwandlung der politischen Verhältnisse sind wir am Ende dieser Periode der Geschichte der Menschheit angelangt. Jetzt können wir wieder zur ursprünglichen revolutionären Bewegung des Christentums zurückkehren. Wenn wir uns auf das Eigentum berufen in Ländern, wo dann 95 Prozent in Armut leben müssen, ist etwas verkehrt mit unserer Eigentumsauffassung. Wir sind als die Armen auserwählt worden und sind die Reichen geworden. Die heutige Stunde ist die Stunde des Christen, weil wir der Welt die Revolution des Opfers und der Liebe zu bieten haben.“

Vanistendael schloß mit einem Wort Christopher Dawsons: „Die Christen können nicht behaupten, sie hätten nicht die Macht, die gesellschaftliche Ordnung im christlichen Sinne zu prägen, denn in allen westlichen Ländern sind sie doch die Mehrheit der gesamten Bevölkerung. Wenn sie es nicht fertiggebracht haben, eine erkennbar christliche Gesellschaftsordnung aufzubauen, heißt das, daß ihnen der Wille, es zu tun, und der Glaube an die Möglichkeit des Christentums gefehlt hat.“

**Siebente Tagung
der Internationalen
Konferenz für
Religionssoziologie**

Die Internationale Konferenz für Religionssoziologie (Conference internationale de Sociologie religieuse) veranstaltete ihre siebente Tagung unter dem Vorsitz ihres Präsidenten, Prof. J. Labbens, Lyon, vom 30. Juni bis 2. Juli 1962 im „Haus der Begegnung“ in Königstein im Taunus. Es war die erste wissenschaftliche Tagung der Konferenz in Deutschland und schon allein deswegen für die deutsche religionssoziologische Forschung ein bedeutsames Ereignis, denn diese hat sich bisher, verglichen mit den Ergebnissen im französischen Sprachraum, in relativ bescheidenen Grenzen bewegt. Die Organisation der Konferenz lag in den Händen ihres Generalsekretärs, Abbé Fr. Houtart, Brüssel, der dabei von H. Carrier SJ, Professor für Soziologie an der Gregoriana und Sekretär des dortigen Instituts für Sozialwissenschaften, tatkräftig unterstützt worden ist. Ihrer mit viel wissenschaftlicher Umsicht und Konzentration besorgten Vorarbeit war es denn auch zu verdanken, daß die Tagung trotz des weitgespannten Generalthemas sich nicht ins Uferlose verlor. Die Vorbereitungsarbeit war zu einem guten Teil auch erleichtert durch die Mitarbeit der Internationalen Vereinigung der katholischen Sozialforschungsinstitute (FERES) und ihres Generalsekretariates in Genf. Die lokale Vorbereitung besorgte Walter Menges, der Direktor des Katholischen Instituts für Sozialforschung in Königstein. Etwa 200 Teilnehmer aus 21 Ländern, darunter auch aus den USA und einigen afrikanischen und asiatischen Ländern, waren zur Tagung erschienen. Der Teilnehmerkreis war hinsichtlich der Zugehörigkeit zu den einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen relativ weit gespannt. Neben den Vertretern der empirischen Soziologie sah man auch zahlreiche Repräsentanten der normativen Sozialwissenschaften und der Moral- und Pastoraltheologie. Trotzdem darf man sagen, daß die Vertreter der empirischen Soziologie, also die eigentlichen Fachsoziologen, auch im Auditorium den ihnen vom Thema zugewiesenen Platz behauptet haben.

Das Generalthema der Tagung lautete: „Psychologische und soziologische Aspekte der Kirchengliederung“ (L'appartenance à l'Église — Aspects psychologiques et sociologiques). In neun systematischen Vorlesungen wurde dieses Generalthema unter seinem soziologischen, sozialpsychologischen und pastoralen Aspekt behandelt. Dem streng wissenschaftlichen Charakter der Tagung entsprechend, hielt man sich ziemlich genau an die durch das Thema gesteckten Grenzen. Die in den einzelnen Vorlesungen behandelten systematischen Fragen wurden ergänzt durch eine Reihe von „Communications“, die bereits schriftlich vorlagen und die zum Thema gehörige Einzelfragen oder konkrete Forschungsergebnisse in den einzelnen Ländern behandelten, in denen es eine institutionalisierte religionssoziologische Forschung bereits gibt oder eine solche wenigstens im Entstehen begriffen ist. Zugleich mit den acht Arbeitskreisen der Tagung boten sie einen gewissen Ersatz für die Diskussion zwischen Vortragenden und Hörerschaft, für die das gedrängte Programm kaum oder wenig Raum ließ. Daß die Arbeitskreise ad hoc gebildet worden waren und deren Leiter und Teilnehmer sich nicht hinreichend auf das jeweilige Thema vorbereiten konnten, war ein weiteres Hindernis für eine vertiefte Aussprache. Die Tagung hat sich offenbar diesen Mangel eingestanden, denn der Präsident gab in seinem Schlußwort bekannt, daß für die nächste Tagung, die 1965 in Spanien stattfinden soll, vorbereitende Aus-

schüsse gebildet werden sollen, um die in den Arbeitskreisen zu behandelnden Themen gründlich vorbereiten zu können. Interessant und für den Stand der Forschung aufschlußreich jedoch waren die grundsätzlichen und methodologischen Diskussionen zwischen den Vertretern der sozialwissenschaftlichen und theologischen Disziplinen, die in einigen Arbeitskreisen eine primäre Rolle spielten. Dabei hat sich gezeigt, daß viele methodologische und wissenschaftstheoretische Fragen, die das Verhältnis von empirischer Sozialforschung und normativen Sozialwissenschaften bestimmen, auf beiden Seiten noch weitgehend ungeklärt sind. Es hat sich aber auch gezeigt, daß man mit dem Fortschreiten der Forschungsergebnisse unabweichlich auf diese Frage stößt und daß man zu einer klärenden Diskussion auf beiden Seiten bereit ist.

Entsprechend dem Ursprungsland der Konferenz — diese wurde 1949 in Frankreich gegründet — und dem Beitrag der französischsprachigen Länder zur religionssoziologischen Forschung — das gilt vor allem für den katholischen Bereich —, war auch auf der siebenten Tagung das französischsprachige Element vorherrschend, was wohl eine gewisse Vernachlässigung der Forschungen aus dem angelsächsischen Raum zur Folge hatte. Auch dieser Schwäche war sich der Präsident der Tagung bewußt, wenn er eine entschiedene „Entlatinisierung“ (délatinisation) der Konferenz forderte und dabei A. E. Spencer, den Direktor des Newman Demographic Survey, London, als nächsten Präsidenten der Konferenz vorschlug.

*Der gegenwärtige Stand
der religionssoziologischen Forschung*

Die Religionssoziologie ist, auch innerhalb der allgemeinen Soziologie, eine noch relativ junge Wissenschaft, die sich ihre spezifische Methode erst im Fortschreiten der konkreten Forschung allmählich erarbeiten mußte. Die Ausdehnung und Komplexität ihres Gegenstandsbereiches könnte leicht dazu führen, die nicht schon von vornherein festgelegten Grenzen ihres Zuständigkeitsbereiches zu überschreiten. Diese Gefahr, die von kritischen Beobachtern besonders aus dem Gebiet der eigentlichen Fachsoziologie, aber unter umgekehrten Vorzeichen auch von theologischer und pastoraler Seite häufig auf der Tagung angedeutet worden ist, dürfte, wenigstens was den wissenschaftlichen (fachsoziologischen) Charakter der Forschung betrifft, um so eher gegeben sein, als das Interesse an der religionssoziologischen Forschung — wenigstens im europäischen Raum — zunächst weniger von der Fachsoziologie als vielmehr von den soziologischen „Praktikern“ ausging. Sie setzte gerade in dem Moment ein, als in den abendländischen Kirchen durch die fortschreitende Säkularisierung des gesellschaftlichen Lebens und das Nachlassen der Bindung der Gläubigen an die Kirche durch Schwächung der das kirchliche Leben stützenden gesellschaftlichen Strukturen Theologie und Seelsorge in der so entstandenen Notsituation nach den soziologischen und sozialpsychologischen Implikationen der modernen Pastoral zu fragen gezwungen waren. In der geistig wie soziologisch „pluralisierten“ Gesellschaft von heute manifestierte sich die Kirche als ein von den Strukturen der Profangesellschaft abgehobenes und mit diesen nicht mehr identifizierbares Sozialsystem. Die Kirche und allem voran die Pastoral mußte über die so an sie gerichtete Herausforderung nachdenken und die ihr zur Verfügung stehenden wissenschaftlichen und „technischen“ Hilfen ergreifen.

Unter diesem Aspekt verdient das Einleitungsreferat der Königsteiner Tagung über den gegenwärtigen Stand der Religionssoziologie, das C. K. Ward, Dozent für Soziologie an der Universität Dublin, hielt, besondere Aufmerksamkeit. Die vom Vortragenden beigezeichnete umfangreiche Literatur zur Religionssoziologie aus den vergangenen drei Jahren (seit der letzten Tagung der Konferenz) bewies nicht nur das wachsende Interesse an religionssoziologischen Einzelfragen. Die religionssoziologische Forschung konnte ihren wissenschaftlichen Status in den letzten Jahren nicht nur halten, sondern wesentlich verbessern. So konnte der Vortragende außer auf die zahlreichen wissenschaftlichen Monographien auch auf eine Reihe von Neugründungen bzw. Erweiterungen von religionssoziologischen Instituten in verschiedenen Ländern hinweisen und damit zeigen, daß die technischen und wissenschaftlichen Fundamente gesichert genug sind, um eine fortschreitende Institutionalisierung und Erweiterung der Forschung möglich zu machen. Seit der letzten Tagung der Konferenz wurden religionssoziologische Forschungszentren neu gegründet in Kanada, Kongo, Malta, Norwegen, Portugal, Spanien, Tanganjika und in verschiedenen Ländern Lateinamerikas. In anderen Ländern, wie in Italien, England und Österreich, wurden bereits bestehende Zentren weiter ausgebaut.

Es konnte auch auf die wachsende Anerkennung der Religionssoziologie trotz der oben angedeuteten Schwierigkeiten verwiesen werden. Auf dem letzten Weltkongreß für Soziologie in Stresa 1959 wurden religionssoziologische Fragen ausführlich diskutiert. Für den nächsten Weltkongreß, der diesen Herbst in Washington stattfindet, wurde eine eigene Fachgruppe für Religionssoziologie gebildet. Dadurch ist diese auf dem Weltkongreß zum erstenmal offiziell als eigene Fachgruppe vertreten. C. K. Ward verwies auch auf die zunehmende Zahl der Publikationen in soziologischen Fachzeitschriften — er nannte dabei *The Annals of the American Academy of Political and Social Science*, *Social Forces* und *Rassegna Italiana di Sociologia* — und auf die wachsende Bedeutung der von verschiedenen, meist konfessionellen Forschungszentren herausgegebenen oder unterstützten Zeitschriften, vor allem auf den von der FERES herausgegebenen „Social Compass“.

Ward konnte darüber hinaus auch eine, wenn auch beschränkte Zurkenntnisnahme oder Anerkennung der soziologischen Forschung durch die „amtliche Kirche“ feststellen, wenn auch diese Feststellung gewissen Einschränkungen unterliegt. So wurde z. B. auf dem Ersten Internationalen Kongreß für Priesterberufe in Rom im Mai dieses Jahres, auf den Ward ausdrücklich zur Stützung seiner Feststellung verwies, zwar die Erarbeitung der statistisch-soziographischen Unterlagen dem pastoralsoziologischen Fachmann auf dem Gebiete der geistlichen Berufe, Dr. J. Dellepoort, Maastricht, anvertraut, auf dem Kongreß selbst kamen aber, auch dort, wo fachsoziologische Fragen berührt wurden, deren Vertreter neben den Vertretern der Hierarchie kaum zu Wort (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 485).

Neben der von Ward angedeuteten steigenden Anerkennung der religionssoziologischen Forschung durch die Fachwissenschaft und die soziologischen Praktiker wäre hier auch ein Wort zu sagen über die grundsätzliche Ausrichtung der Konferenz. Diese war auf ihrer letzten Tagung offenbar darauf bedacht, zwischen den beiden kontrastierenden Richtungen — einer primär an der

wissenschaftlichen Forschung als solchen orientierten und einer in erster Linie praktisch-pastoral ausgerichteten — zu vermitteln, und war bestrebt, in den Vorlesungen und Arbeitskreisen beide Aspekte nicht aus dem Auge zu verlieren. Das fachwissenschaftliche Interesse wurde durch den — auch von den Fachsoziologen bestätigten — wissenschaftlichen Rang der meisten Vorlesungen dokumentiert. Der direkte Bezug zur Pastoral wurde zwar hervorgehoben, wo er sich unmittelbar aus der Sache ergab, aber auch von den geistlichen Rednern der Tagung nicht absichtlich gesucht. Der Dienst der soziologischen Forschung an der Pastoral wurde jedoch durch das pastoralsoziologische Schlußreferat von F. Boulard, Paris, ausdrücklich bestätigt. Ging es dabei auch nicht darum, wie Boulard ausdrücklich betonte, aus den vorausgegangenen Vorträgen die pastoralen Folgerungen zu ziehen, so machte gerade Boulard durch seine für kritische Ohren manchmal sehr optimistisch klingenden Ausführungen über die Möglichkeiten pastoralen Wirkens in den der Kirche entfremdeten gesellschaftlichen Strukturen deutlich, wie sehr die Reformbestrebungen der Pastoraltheologie, denen katholischerseits der Ausbau der religionssoziologischen Forschung zu einem guten Teil zu danken ist, gewillt sind, die Forschungsergebnisse der Soziologie in ihren Dienst zu nehmen.

Die Soziologie der Kirchenzugehörigkeit innerhalb der religionssoziologischen Forschung

Im Rahmen dieses dokumentarischen Berichtes ist es unmöglich, die einzelnen auf der Tagung gehaltenen Referate ausführlich zu behandeln. Wir müssen uns vielmehr auf die Darstellung einiger wichtiger Gesichtspunkte beschränken und auf die für die Sichtbarmachung des Gesamtproblems notwendigen Analysen verzichten. Auf die Darstellung einiger Referate, die verdienten in einem eigenen Beitrag analysiert zu werden, müssen wir ganz verzichten und uns nur mit der Nennung ihrer Themen begnügen, soweit sie nicht im vorausgehenden bereits genannt worden sind. Dazu gehören das umfangreiche und geistvoll vorgetragene Referat von P. Godin SJ, Professor für Religionspsychologie am „Centre International „Lumen Vitae““, über die psychologischen Aspekte der Kirchenzugehörigkeit (*Aspects psychologiques de l'appartenance à l'Église*). Seine interessanten Ausführungen über Freud und sein Verhältnis zur Religion verdienten eine eigene Würdigung. Ebenso können wir auf das Referat von Dietrich Goldschmidt, Berlin — dem einzigen protestantischen Gast unter den Vortragenden —, über die Kirchenzugehörigkeit im Protestantismus nur sehr summarisch eingehen.

Für das Verständnis der Einzelvorträge scheint ein Hinweis auf die Stellung der Soziologie der Kirchenzugehörigkeit (manchmal wurde auch der im vorgegebenen Rahmen der Königsteiner Tagung etwas mißverständliche Begriff „*appartenance religieuse*“ gebraucht) innerhalb der gegenwärtigen religionssoziologischen Forschung überhaupt von einiger Bedeutung. In der Hinwendung der Religionssoziologie zu den soziologischen Aspekten der Kirchenzugehörigkeit ist ein definitives Abrücken von der reinen „Soziologie der Teilnahme“ und ihren — manchmal etwas einseitig verwendeten — statistischen und soziographischen Unterlagen und eine Erweiterung der Forschung auf die Kirche als solche als soziologisches Phänomen zu erkennen. Darin sah man nicht nur einen echten Fortschritt der Forschung, sondern auch eine Bereicherung des gesellschaftlichen Selbstverständnisses der Kirche.

Goddijn verdeutlichte diesen Sachverhalt dahingehend, daß die Soziologie der Kirchenzugehörigkeit insofern „im Zuge“ der gegenwärtigen religionssoziologischen Forschung liege, als man mit der wachsenden Unzufriedenheit mit den Ergebnissen der Soziologie der bloßen religiösen Teilnahme von selbst zur Erweiterung der Problemstellung auf die Zugehörigkeit als solche (über die religiöse Praxis hinaus) und auf das Studium der verschiedenen Stufen und Grade der Zugehörigkeit unter besonderer Berücksichtigung der darin implizierten sozialpsychologischen Verhaltensweisen gezwungen worden sei.

Die geschichtlichen Aspekte der Kirchenzugehörigkeit

F. A. *Isambert* vom Centre National de la Recherche Scientifique, Paris, entfaltete die geschichtlichen Perspektiven zur Frage der Kirchenzugehörigkeit, wobei er über den rein historischen Zusammenhang hinaus einige Perspektiven aufdeckte, die die Problematik dessen, was mit Kirchenzugehörigkeit gemeint ist, verdeutlichen. Er ging von der Feststellung aus, daß der historische Wandel im Verständnis der Kirchenzugehörigkeit ein hinreichendes Kriterium liefern müsse für deren aktuelle Bestimmung. *Isambert* unterschied drei historische Phasen: eine prästatistische Phase, eine paläostatistische Phase und die Zeit der exakten statistisch-soziologischen Forschung. Als notwendige Voraussetzung für die Bestimmung des Begriffes der Kirchenzugehörigkeit verlangte er, daß diese als gesellschaftliche Tatsache feststellbar und isolierbar und nicht von bloß psychologischer Relevanz sei. Diese Voraussetzung sei in den drei unterschiedenen Phasen in sehr unterschiedlicher Weise erfüllt. Die erste Periode, die nach Kulturkreisen verschieden eingegrenzt werden mußte, erfüllt diese Voraussetzung am wenigsten, insofern man in dieser Periode zwischen religiösen und profanen Strukturen nicht genügend unterscheiden kann. Die religiösen Lebensformen sind so in die gesellschaftlichen Strukturen hineinintegriert, daß der Begriff der religiösen oder kirchlichen Zugehörigkeit nur in der Abgrenzung gegenüber der religiösen Apostasie abhebbar ist, wobei die religiöse Apostasie und die Herausbildung gewisser Sekten oder sektenähnlicher religiöser Formierungen innerhalb der Kirche oder Religionsgemeinschaft wenigstens im begrenzten Sinne auch einen gesellschaftlichen „Abfall“ implizierten.

In der paläostatistischen Periode (18. und 19. Jahrhundert) bleibt die Tatsache der totalen Identifikation der religiösen Zugehörigkeit mit der Zugehörigkeit zu einem bestimmten geographisch, kulturell und politisch abgrenzbaren Gebiet bestehen. Die religiöse Zugehörigkeit bleibt weitgehend ein selbstverständliches Faktum: man gehört zur Kirche (oder zu einer Kirche), wie man zu einem Staat, zu einem Volk oder zu einer Klasse gehört. Soweit kategoriale Unterscheidungen verwendet werden, beziehen sich diese ausschließlich auf quantitative Bestimmungen. Erst in der dritten Periode, der Zeit des Beginns des wissenschaftlich-soziologischen Forschens, werden der Begriff der religiösen Dimension herausgearbeitet, die qualitativen Unterschiede in der Kirchenzugehörigkeit bei den einzelnen Kirchen und Denominationen erkannt und eine Typologie der Kirchenzugehörigkeit erstellt.

Kirchenzugehörigkeit und Identifikation mit der Kirche

Walter *Menges*, Königstein im Taunus, führte in seinem Referat „Zugehörigkeit zur Kirche und Identifikation mit der Kirche“ die historischen Perspektiven von *Isam-*

bert weiter, indem er sie auf die spezifisch deutschen Verhältnisse abstimmte. Er traf für Deutschland die Feststellung, daß der Deutsche im Ausland heute noch vielfach mit dem Protestantismus identifiziert werde, wie andererseits der Deutsche gewohnt ist, den Südländer als Katholiken zu betrachten. Diese Identifizierung von Territorium und kirchlicher Zugehörigkeit führte *Menges* zurück auf die Bestimmung der religiösen Zugehörigkeit durch den Landesfürsten seit dem Augsburger Konfessionsfrieden 1555. Er konstatierte, daß die heutige Verteilung der Konfessionen in Deutschland noch „anschaulich den Zustand der territorialen Gliederung widerspiegelt“. Durch die Jahrhunderte hat sich die exklusive Zugehörigkeit zu einer der beiden großen Konfessionen in den einzelnen Territorien so erhalten und ins Bewußtsein eingeprägt, daß nach Auffassung von *Menges* „unabhängig von einer Identifikation mit den Normen und Rollenvorschriften der eigenen Kirche die Zugehörigkeit zu dieser Kirche als eindeutig vorgegebenes Merkmal der Zugehörigkeit zur lokalen und regionalen Kollektivität integriert war“. So bezeichnete *Menges* als wichtigstes aus der Geschichte der Reformation hervorgegangenes gesellschaftliches Faktum „die Applikation des individuellen oder familialen Merkmals der Kirchenzugehörigkeit auf die politisch-staatliche Kollektivität“.

Aus dieser Applikation ergeben sich mit Notwendigkeit „auch hinsichtlich dieser Kollektivitäten spezifische Verhaltenserwartungen im religiösen und sozialen Bereich“. Im zweiten Teil seiner Ausführungen arbeitete *Menges* die auf die Kirchenzugehörigkeit beziehbaren sozialen, religiösen, politischen und moralischen Verhaltensmuster heraus. Dabei befaßte er sich vor allem mit der bekannten Tatsache der sozial-ökonomischen Inferiorität der Katholiken (vgl. dazu auch Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 134 ff. und 15. Jhg., S. 375 ff.). Er glaubte diese Inferiorität, die sich vor allem in einer mangelnden Vertretung in den wirtschaftlichen Führungsschichten und an den Hochschulen manifestiert, in erster Linie auf die geringere Mobilität des katholischen Volksteiles zurückführen zu können, und brachte diese in direkten Zusammenhang mit der stärkeren sozialen Bindung an die Kirche und den konservativen Merkmalen der Kirche selbst.

Noch stärker betonte *Menges* die soziale Bedeutung der unterschiedlichen Kirchenzugehörigkeit und mehr noch der unterschiedlichen Identifikation mit der Kirche im politischen Leben Deutschlands. Einer Studie von E. Reigrotzki folgend, stellte er fest, daß sich zwischen Parteizugehörigkeit und Häufigkeit des Kirchenbesuches einwandfrei ein Kausalverhältnis feststellen lasse, wobei der jeweils höhere Grad der kirchlichen Praxis jeweils der stärkeren Bindung an die CDU entspricht. Bei der CDU überwiegen die regelmäßigen und sporadischen Kirchenbesucher, bei der SPD die, die selten oder nie in die Kirche gehen. Bei den evangelischen Christen lasse sich im Grunde dieselbe Haltung beobachten, wenn auch lange nicht im selben Grade. Hinsichtlich des politischen Interesses ließen sich Unterschiede zwischen Katholiken und Protestanten weniger nach der Kirchenzugehörigkeit feststellen als nach dem Grad der Identifikation des Christen mit seiner Kirche. Dabei habe die engere religiöse Bindung an die evangelische Kirche eine Abschwächung des politischen Interesses zur Folge, während bei den Katholiken das politische Interesse mit der Bindung an die Kirche wachse, und zwar im Sinne der Kirche. Als am relevantesten bezeichnete *Menges* den Zusammenhang zwischen

kirchlicher Bindung oder Identifikation mit der Kirche und der Bindung an bestimmte von den Kirchen geschaffene oder von diesen wenigstens mitgeformte ethische Leitbilder. Er zeigte das an Hand von Umfragen über die Intimsphäre der Familie und den Grad der Kinderfreudigkeit nach Konfessionszugehörigkeit. Nach dem Ergebnis dieser Umfragen ist die Kinderzahl bei den Katholiken in allen sozialen Schichten, abgesehen von der Landwirtschaft, größer als bei den Protestanten. Trotz dieser statistisch feststellbaren sozialen Relevanz der Kirchenzugehörigkeit bezeichnete Menges die Kirchen in Deutschland als nur noch nominelle Volkskirchen, weil zwischen der Kirchenzugehörigkeit und Identifikation mit der Kirche nicht nur Spannung, sondern ein offenes Mißverhältnis besteht. Angesichts des überwältigenden Phänomens der „marginalen Adhäsion“ (des Randchristentums) stellte er die Frage, was der Mensch, der keinerlei aktive Teilnahme an der Kirche zeige und von ihr keinerlei Dienste in Anspruch nehme, von der Kirche erwarte. Er sah den Grund dafür im Willen, sich angesichts der erhöhten Wandelbarkeit und Unstetigkeit sozialer Ordnungssysteme der Gegenwart „nicht aus einer sozialen Institution auszuschließen, die ihre Stete durch eine Geschichte von über tausend Jahren zeigen kann“. Ob das in dem hier vermuteten Maße zutrifft, dürfte freilich fraglich bleiben. Eher ist wohl anzunehmen, daß die von Menges ebenso hervorgehobene Tatsache der heute noch weiterbestehenden Vorstellung von der Kirchenzugehörigkeit als einer Art sozialer Norm die Tatsache der geringen Zahl von Austritten trotz fortschreitender Schwächung der Identifikation mit der Kirche und das Phänomen des Randchristentums mehr beeinflußt als der Wunsch nach einer letzten nicht näher definierbaren gesellschaftlichen Sicherung.

Die Kirchenzugehörigkeit im Protestantismus

Das Referat von Menges wurde ergänzt durch D. Goldschmidt, Berlin, der über Kirchenzugehörigkeit im Protestantismus referierte und zunächst die Unterschiede zwischen katholischem und protestantischem Kirchenbewußtsein herausarbeitete. Für den protestantischen Bereich selbst unterschied er zwischen zwei Idealtypen, die sich beide in größerer oder geringerer Variationsbreite im Protestantismus nachweisen lassen: dem kirchlichen Typus und dem Typus der Sekte. Dabei sah er im kirchlichen Typus primär die Verwandtschaft zum Katholischen, im Typus der Sekte das ursprünglich Protestantische. Er kennzeichnete die beiden Idealtypen folgendermaßen: Im kirchlichen Typus herrscht das Institutionelle vor. Dieses gründet letztlich im Selbstverständnis der Kirche als von Christus gestiftete Heilsanstalt. Im Typus der Sekte überwiegt demgegenüber der Charakter des Freiwilligen, Verbandsmäßigen, Gemeinschaftlichen (gegenüber dem „Gesellschaftlichen“), Demokratischen, Existentiell-Situationsgebundenen. Gegenüber dem Naturrechtlich-Dogmatischen im katholischen Bereich werde der „konstitutive Charakter des Geschichtlichen“ für die kirchliche Gemeinschaft anerkannt. Je nach dem verschiedenen Grad der Emanzipation von Rom stellte Goldschmidt eine verschieden starke Neigung im Protestantismus zum einen oder anderen Idealtypus fest. Er sah in der gegenwärtigen Entwicklung, die die evangelischen Kirchen z. B. zwingen, auch zu bestimmten „weltlichen“ Tatbeständen offen Stellung zu nehmen, eine wachsende Gefahr der Institutionalisierung und der Katholisierung

im Protestantismus, wobei im Luthertum durch seine historische Nähe zum Katholizismus diese Gefahr besonders groß sei.

Zugehörigkeit und psychosoziale Integration

Versuchten die bisher genannten Referate das Problem der Kirchenzugehörigkeit und die verschiedenen Grade der Partizipation und Identifikation mit der Kirche mehr von außen, vom Verhältnis von Kirche und Globalgesellschaft und von den Auswirkungen religiöser Haltungen auf soziale, wirtschaftliche, politische und ethische Verhaltensmuster her anzuvisieren, so behandelten die folgenden Referate das Problem primär „von innen“, vom Verhältnis der Kirchenzugehörigkeit zu den innerkirchlichen Strukturen her und unter dem Aspekt der Integration des Individuums in die Gesamtkirche, wobei bei den Referaten von H. Carrier SJ (*Psychosociologie du lien d'appartenance à l'Église*) und E. Pin SJ (*Modèles structurels, changement social et attitude d'appartenance à l'Église*) die sozialpsychologische Betrachtungsweise stärker in den Vordergrund trat.

Carrier stellte vier Voraussetzungen für die adäquate Integration des Individuums in die kirchliche Gemeinschaft auf: Es bedarf dazu erstens eines Minimums an „Interaktion“ zwischen Individuum und kirchlicher Gemeinschaft. Das setzt außer dem Empfang der Taufe und dem Bekenntnis des Glaubens ein Mindestmaß an aktiver Teilnahme am kirchlichen Leben voraus, die sich auf verschiedenen Stufen und unter verschiedenen Formen vollziehen kann. Die zweite Voraussetzung bildet die Annahme bestimmter Wertvorstellungen der kirchlichen Gemeinschaft. Bereits vorübergehende Ablehnung von für die kirchliche Gemeinschaft wesentlichen Wertvorstellungen durch das Individuum schwächt das Solidaritätsgefühl mit der Kirche. Drittens gehört zur Integration des Individuums in der kirchlichen Gemeinschaft die Annahme des Individuums durch die kirchliche Gemeinschaft selbst. Die Gläubigen müssen sich persönlich durch die Gemeinschaft angenommen fühlen. Dazu gehört, daß sie nicht nur von der Gesamtkirche als solcher aufgenommen sind, sondern am Leben der sie umgebenden lokalen religiösen Gruppen teilnehmen können. Viertens gehört zur Integration des Gläubigen in der Kirche die Identifizierung mit der Kirche als solcher. Hierin bestehe ein wesentlicher Unterschied zwischen natürlichen und freiwilligen Gesellungen. Bei der Kirche, in die man nicht einfach hineingeboren wird, bedarf diese Identifikation der dauernden Stützung durch bewußte Teilnahme am kirchlichen Leben.

Da sich die soziale Identifikation mit Kirche über die Teilnahme an den lokalen und intermediären religiösen Gruppen vollzieht (Pfarrei, kirchliche Verbände, Jugendgruppen usw.), sind diese Gruppen für den Grad der Zugehörigkeit der Kirchenmitglieder von erstrangiger Bedeutung.

E. Pin arbeitete die funktionale Bedeutung dieser Gruppen für die kirchliche Gesamtstruktur heraus. Seine Ausführungen gipfelten in der Feststellung, daß durch die kirchlichen Strukturveränderungen, die durch ihr Verhältnis zur Gesellschaft als ganzer bedingt werden, auch die Mikrostruktur der Kirche entscheidend umgeformt worden ist, so daß z. B. die Pfarrei ihren Gruppencharakter weitgehend überhaupt verloren hat. Da der Weiterbestand der Kirche und die Entfaltung des kirchlichen Lebens ohne konsistente Mikrostruktur nicht mög-

lich sind, die Gesellschaft als ganze aber der Kirche nicht mehr die Möglichkeit bietet, ihre lokalen und intermediären Gruppen zu beeinflussen, ist die Kirche auf die Bildung eigener Mikrostrukturen beziehungsweise auf deren Umgestaltung und Anpassung an die kirchliche und gesellschaftliche Gesamtstruktur angewiesen.

Kontinuität der Kirche als soziales System

Mit Absicht wurde das Referat von W. Goddijn OFM über „Religiöse Partizipation und Kontinuität der Kirche als soziales System“ an den Schluß dieses Berichtes gestellt, weil sich aus seinen Ausführungen am unmittelbarsten konkrete Imperative für die christliche Praxis ergeben. Goddijn nannte vier „Faktorenkomplexe“, die die Kontinuität der Kirche als soziales System im Strukturwandel der Gesamtgesellschaft garantieren. Erstens brauche die Kirche bestimmte kulturelle Elemente, die sie tradieren kann. Sie besitzt diese kulturellen Elemente im „depositum fidei“. Zweitens brauche die Kirche positive und negative Sanktionen, um die Mitglieder zur Einhaltung ihrer Rollenerwartungen anzuhalten. Die Kirche besitzt dafür einen umfassenden Sitten- und Rechtskodex. Drittens brauche jedes soziale System bestimmte kollektive Riten. Diese stärken das Gefühl der Zugehörigkeit und den Gemeinschaftscharakter. Die Kirche besitzt einen umfassenden Kult und ein genau umschriebenes Ritual. Viertens fordere die Kontinuität eines sozialen Systems Rollenträger, von denen man eine adäquate Erfüllung ihrer Rollen erwarten kann. Diese vier Faktorenkomplexe führen dauernd zur Anpassung an die gewandelten Verhältnisse. Dadurch befindet sich die Kirche im Dauerzustand eines dynamischen Gleichgewichts. Dieses und dadurch die genannten Faktorenkomplexe selbst werden bedingt durch die Mitgliederzunahme oder den Mitgliederschwund der Kirche. Die Massenaufnahme von Mitgliedern beeinflusst die Formulierung des zu übertragenden Kultur-(Glaubens-)Inhaltes. Das kann zu religiöser und theologischer Verflachung führen. Auch das Sanktionssystem wird angepaßt. Es wird auf einem niedrigeren und allgemeinverständlichen Niveau formuliert. Die Riten werden mechanisiert und auf die Massen abgestimmt. Der Priester als wichtigster Rollenträger wird Beamter, den man durch äußere Symbole auszeichnet, um ihm Autorität zu verleihen. Dem entspricht beim Mitgliederverlust eine Schwächung der sozialen Kontrolle durch die Kirche, ebenso eine Schwächung der Bindungen der Mitglieder an die Kirche usw.

Um dem zu begegnen, muß die Kirche durch Reorganisation und Anpassung ihre Verluste wettzumachen versuchen. Sie muß dies durch Anpassung der obengenannten Faktoren tun: durch Vertiefung der Theologie und Konzentration auf das Wesentliche in der Formulierung der ethischen Sanktionen, durch Verlebendigung des liturgischen Lebens, durch Anpassung an die Lokalkulturen in der Verkündigung und durch Reorganisation der kirchlichen Rollenträger.

Österreichs Beitrag für Mission und Entwicklungshilfe 1961/62 Der Beitrag der österreichischen Katholiken für Mission und Entwicklungshilfe ist in den letzten Jahren ständig gestiegen und hat 1961/62 rund 50 Millionen Schilling erreicht. Das sind etwa 8 Schilling pro Kopf der (katholischen) Bevölkerung. 11,9 Millionen entfallen auf die von den österreichischen Bischöfen ins Leben gerufene und von der Katholischen

Männerbewegung durchgeführte Aktion „Bruder in Not“, die im Advent 1961 begonnen wurde und nun abgeschlossen ist. Mehr als die Hälfte dieses Betrages hat die Apostolische Administratur Innsbruck/Feldkirch (Tirol-Vorarlberg) aufgebracht. Jede Diözese bzw. Administratur hatte dabei ein bestimmtes Ziel vor Augen: Tirol-Vorarlberg den Bau einer Mütterklinik in Bombay, Salzburg und Kärnten ein Spital und landwirtschaftliche Musterbetriebe auf Flores, Wien und Oberösterreich ein in Wien zu errichtendes Heim für afroasiatische Studenten, die Steiermark dasselbe für Graz, die Diözese St. Pölten (Westteil von Niederösterreich) die katholischen Schulen in Bloemfontein (Südafrika), die infolge der neuen Rassengesetze die staatliche Unterstützung verloren haben, und das Burgenland ein Spital in Kerala (Südin Indien).

Der „Familienfasttag“, zu welchem seit 1958 die Katholische Frauenbewegung alljährlich aufruft (vgl. Herder-Korrespondenz 15. Jhg., S. 210f.), nämlich durch einen fühlbaren Verzicht an einem bestimmten Tag der Fastenzeit eine entsprechende Summe zu ersparen, erbrachte 1962 8,5 Millionen Schilling (1961 7 Millionen). Davon wurden 500 000 Schilling durch eine besondere Aktion der Katholischen Jungschar gesammelt. Diese Summe wurde wie bei den früheren Familienfasttagen für Korea verwendet, und zwar für strukturelle Hilfe: für die weitere Ausgestaltung einer Musterfarm in Chonju; Werkstätten und Verkaufsläden in Söul, für die Sicherung der Existenzgrundlage eines Witwenheims und eines Waisenhauses; einen Wohnhausbau für Flüchtlinge in Pusan; Maschinen für die Lehrwerkstätte in Taejon; weitere Ausstattung der Spitäler in Chonju, Taegu und Söul; Betreuung der Leprakranken in Spitälern und Lepradörfern, wo österreichische Schwestern tätig sind; Stipendien für 50 Studenten in Korea; Ausbau eines Studentinnenheimes in Taegu; Stipendien für die in Österreich studierenden Koreaner. Ein kleiner Teil der gesammelten Gelder wurde für Formosa verwendet (Werkstätten für Flüchtlinge).

Für das Katechistendorf in der Diözese Karema in Tanganyika, welches das besondere Anliegen der Katholischen Landjugend ist, wurden 1961/62 700 000 Schilling aufgebracht und fünf Fachkräfte für Landwirtschaft, Handwerk, Hauswirtschaft und Krankenpflege entsendet. Derzeit wohnen etwa 20 Katechisten mit ihren Familien in dem Dorf und erhalten eine zwei Jahre dauernde Ausbildung, während für ihre Frauen hauswirtschaftliche Kurse gehalten werden.

Die Katholische Arbeiterjugend stellte dem Weltrat der JOC 500 000 Schilling zur Verfügung und entsandte einen Entwicklungshelfer nach Ostafrika.

Außerordentlich hoch war auch das Ergebnis der „Sternsingeraktion“ der Katholischen Jungschar: 6,5 Millionen Schilling, die für die Errichtung von sechs Missionsstationen in Kenya verwendet werden.

Die Päpstlichen Missionswerke in Österreich übermittelten der Zentrale in Rom 11,2 Millionen Schilling und unterstützten darüber hinaus auf direktem Weg mehrere Vorhaben mit 650 000 Schilling.

Sehr beträchtlich sind ferner die Leistungen der diözesanen Caritas-Organisationen. Die Diözese Wien hat 1962 1,1 Millionen Schilling in die Missionsländer geschickt, vor allem für eine große Aktion zur Leprabekämpfung in Senegal. Für die anderen Diözesen liegt keine Gesamtübersicht vor, doch kann geschätzt werden, daß die Leistungen der größeren Diözesen ungefähr ebenso hoch

sind. Zu den genannten Beträgen kommen noch die Leistungen der MIVA, einer Reihe anderer katholischer Organisationen und vieler Pfarren, die direkt bestimmte Missionsstationen betreuen.

Aus dem Vatikan

Der Papst über die Aufgaben der Presse

Am 28. Mai dieses Jahres hat der Papst die in Rom versammelten Teilnehmer des Internationalen Kongresses der Direktoren und Chefredakteure der Tageszeitungen in Sonderaudienz empfangen. In einer kurzen, in französischer Sprache gehaltenen Ansprache nahm der Papst unter anderem zur Frage der Konzilsberichterstattung Stellung. Der französische Text wurde im „Osservatore Romano“ vom 28./29. Mai 1962 veröffentlicht. Der Bedeutung des Themas wegen geben wir hier den vollen Wortlaut der Ansprache in eigener Übersetzung wieder.

Die Vertreter der Presse können bei Uns immer mit einer herzlichen Aufnahme rechnen. Wir kennen sehr wohl ihre bedeutende Rolle bei der Bildung der öffentlichen Meinung — Wir haben das oft wiederholt —, und Wir schätzen die Dienste, die sie unter anderem ihren Lesern im religiösen Bereich durch eine seriöse und objektive Information leisten können.

Besonders heute, da es sich nicht einfach um Journalisten, sondern um jene handelt, die die größte Verantwortung für die Presseorgane tragen, nämlich um die Chefredakteure, ist Unsere Genugtuung, Sie hier willkommen zu heißen, noch um so größer.

Wir zählen in der Tat auf Sie, meine Herren, und ganz besonders jetzt beim Herannahen des Zweiten Ökumenischen Vatikanischen Konzils, jenes bedeutenden Ereignisses, von dem man hoffen kann, daß es auch über die Grenzen der Kirche hinaus auf alle Menschen guten Willens einen positiven Einfluß ausüben wird. Zur Erreichung dieses Zieles sind die Presseorgane heute nicht nur ein nützliches, sondern in bestimmter Hinsicht ein unentbehrliches Mittel. Wir haben dem Rechnung getragen, und es ist Unsere Absicht, das Pressebüro, das Wir bei der Zentralen Vorbereitungskommission des Konzils errichtet haben, weiter auszubauen, damit die öffentliche Meinung hinreichend informiert werden kann.

Wir wünschen in der Tat sehr, daß die Journalisten nicht aus Mangel an Informationen gezwungen sind, mehr oder weniger wahrscheinliche Vermutungen anzustellen und Ideen, Meinungen und Hoffnungen in die Öffentlichkeit zu tragen, die sich später als schlecht begründet oder als falsch erweisen. Eine der Erfordernisse der Diskretion wegen gewiß eingeschränkte, aber positive und ausreichende Information wird es Ihnen ermöglichen, Ihren angesehenen Beruf in zufriedenstellender Weise, wie Wir hoffen, für Sie selbst und Ihre Leser hier ausüben zu können.

Wir haben eben auf die Erfordernisse der Diskretion hingewiesen. Dieser Punkt ist zu beachten, wenn es um das Verhältnis von Mensch und Gott und um das Leben der Kirche geht, und Wir sind Uns dessen gewiß, daß Sie das ohne weiteres verstehen. Da sich aber gerade die Gelegenheit bietet, möchten Wir Ihnen sagen, was Wir darüber denken.

Sie wissen wie Wir, daß es für gewisse Publizisten in der Kirche am meisten auf das anzukommen scheint, was

sich an das Auge oder an die Phantasie wendet: das äußere Erscheinungsbild, das Lokalkolorit, die Aufzählung der Ereignisse, allem voran der sehr spektakulären. Man möchte Reportagen über den Vatikan bringen, ihn ausforschen, fotografieren, filmen . . . Und da es unmöglich ist, die sich dauernd wiederholenden Wünsche hinreichend zu befriedigen, entsteht leicht ein gewisses Unbehagen, eine Art Enttäuschung oder Bedauern darüber, daß die Kirche den Bedürfnissen der Publizität nicht bereitwilliger entgegenkommt.

Vor einem so distinguierten Auditorium wie dem Ihrigen bedarf es keiner langen Reden, um zu zeigen, daß solche Stimmungen auf einer unzureichenden Sicht des Wesens und der Sendung der Kirche beruhen.

Was in der Kirche vor allem zählt und was beachtet werden muß, sind die wesentlichen Elemente ihrer Botschaft, das Glaubensleben, das sie den Menschen in den verschiedenen Lebensaltern vermittelt, ihr Zeugnis, das sie heute noch wie in den ersten Jahrhunderten ablegt, die Wahrheiten, die sie einer jeden Generation verkündet oder in Erinnerung bringt. Der Journalist, der sich nicht bloß an äußere Beobachtungen hält, sondern in diese Tiefendimension einzudringen versteht, sieht ein, daß es neben der redenden Kirche auch manchmal die Kirche gibt, die schweigt. Wie eine umsichtige Familienmutter redet und ermahnt sie, aber sie weiß zu gegebener Zeit sich zurückzuhalten und zu schweigen. Diskretion und Schweigen haben ihre Daseinsberechtigung, und ein aufmerksamer und feinfühligere Sohn weiß die richtige Erklärung dafür zu finden.

Diese Gedanken, die Wir Ihnen, meine Herren, anvertrauen, werden bei Ihnen — Wir sind uns dessen sicher — Verständnis und Zustimmung finden. Und Wir möchten glauben, daß der weite Bereich der öffentlichen Meinung, den Sie zu informieren und zu orientieren haben, auf diese Weise vielleicht nüchterner, aber deswegen um so genauer und wirksamer informiert werden kann.

Wir möchten Ihnen nun zum Schluß Unsere lebhafteste Genugtuung ausdrücken, mit der Wir den Gegenstand, den Sie als Thema Ihrer Tagung gewählt haben, zur Kenntnis genommen haben: Die wahrheitsgetreue Information im Dienste der freien Bestrebungen der Völker. Darin liegt ein ganzes Programm, aus dem Wir nur einen Punkt herausgreifen möchten: die wahrheitsgetreue Information. In dieser liegt die Ehre Ihres Berufes, durch sie verdient Ihr Beruf die Wertschätzung und Achtung aller. Durch wahrheitsgetreue Berichterstattung vermag Ihr Beruf auch eine konstruktive Rolle zu spielen und zum Allgemeinwohl beizutragen; denn nichts kann der Gesellschaft mehr schaden als Lüge und Irrtum, die das Mißtrauen und Unbehagen zwischen den Menschen und Völkern nähren. Deswegen wird sich ein gewissenhafter Redakteur zum Beispiel Maßhalten bei der Formulierung und Wahl der Überschriften auferlegen. Er wird sich dem unterwerfen, was man „die Disziplin des Abwartens“ nennen könnte, wenn er erkennt, daß eine überstürzte Übermittlung von Neuigkeiten, über die er verfügt, einen großen Schaden für die Gesellschaft und einen noch größeren für die internationalen Beziehungen zur Folge haben könnte. Sie verstehen Uns: Nichts kann die öffentliche Meinung so sehr irritieren, nichts ist imstande, das Unterscheidungsvermögen so sehr zu ertöten wie eine Lawine von Nachrichten, die unterschiedslos und ohne Zurückhaltung im Dienste dieser oder jener widerstreitender Interessen verwendet werden.

Man hört manchmal, die Journalisten hätten nicht immer die Gepflogenheit, einen Irrtum oder eine Übertreibung, den Forderungen vollkommener Loyalität entsprechend, richtigzustellen. Es ist Sache Ihres Standesbewußtseins, dieser Unterstellung jeden Boden zu entziehen.

Mögen Sie, meine Herren, diese wenigen Worte der Ermahnung und väterlichen Ermunterung wohlwollend aufnehmen, und mögen Sie dem Ideal folgen, das sich, Wir sind Uns dessen gewiß, viele von Ihnen zu Beginn ihrer journalistischen Laufbahn zum Ziele gesetzt haben: diesem Beruf die Würde einer Mission zu geben, die einen wahrhaft erzieherischen und höchst positiven Einfluß auf die Gesellschaft ausübt.

Wir beten gerne darum, daß Ihr Kongreß vom besten Erfolg gekrönt werde und daß Gott Sie bei Ihrer täglichen Arbeit mit seiner Gnade begleiten möge. Als Beweis dieses Unseres Wohlwollens gewähren Wir Ihnen, Ihren Familien und allen jenen, die Sie hier vertreten, den Apostolischen Segen.

**Die Weihbischöfe
auf dem
Ökumenischen
Konzil**

Nach den Bestimmungen der Indikationsbulle des Zweiten Ökumenischen Vatikanischen Konzils, der Apostolischen Konstitution *Humanae salutis*

vom 25. Dezember 1961, sind nicht nur alle Residential-, sondern auch alle Weihbischöfe und Koadjutoren zur Teilnahme am Konzil verpflichtet. In dem entsprechenden Passus der Apostolischen Konstitution heißt es: „Wir bestimmen . . ., daß an der von Uns einberufenen ökumenischen Versammlung teilnehmen sollen Unsere Söhne, die Kardinäle, Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe und alle Residential- und Titularbischöfe aus der ganzen Welt sowie alle Kirchenmänner, die von Rechts wegen dem Ökumenischen Konzil beiwohnen müssen“ (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 227).

Um von der Pflicht der Teilnahme am Konzil entbunden zu werden, bedürfen die Titular- wie die Residentialbischöfe einer päpstlichen Dispens. Wie berichtet wird, werden von seiten des Apostolischen Stuhles pastorale Schwierigkeiten, die durch die Abwesenheit der Residential- und Weihbischöfe aus ihren Diözesen bedingt würden, als ein hinreichender Grund für Erteilung der Dispens an die Weihbischöfe angesehen. Die Entscheidung darüber, inwieweit von einer solchen Dispens Gebrauch gemacht werden soll oder nicht, wird von den Bischöfen selbst zu treffen sein.

Da die vom Apostolischen Stuhl erwähnten pastoralen Schwierigkeiten von Diözese zu Diözese, von Land zu Land und von Kontinent zu Kontinent sehr verschieden beurteilt werden, dürfte auch von der Dispensmöglichkeit nicht überall in gleicher Weise Gebrauch gemacht werden.

Aus Süd- und Westeuropa

**Internationaler
Missionskongreß
in Lyon**

Vom 9.—13. Mai 1962, gerade fünf Monate vor Beginn des Zweiten Vatikanischen Konzils, auf dem die

Missionsprobleme ohne Zweifel einen wichtigen Platz einnehmen werden, fand in Lyon ein Internationaler Missionskongreß statt. Er war organisiert von den Direktoren der Päpstlichen Missionswerke der Sektionen Lyon und Paris und stand unter der Leitung des Erzbischofs von Lyon und Primas von Gallien, Pierre Kardinal

Gerlier, und des Präfekten der Propagandakongregation, Grégoire Kardinal Agagianian, der als offizieller Abgesandter des Papstes am Kongreß teilnahm.

Der Kongreß galt zunächst dem Gedenken des 100. Todestages von Pauline Jaricot, jener mutigen, wenn auch von ihren Zeitgenossen bisweilen als schrullig bezeichneten Lyoneser Kaufmannstochter, aus deren vielfältigen sozialen, kirchlichen und missionarischen Initiativen das Werk der Glaubensverbreitung hervorging, das sein Wirkungsfeld bald über die französischen Diözesen hinaus ausdehnte und 80 Jahre nach seiner Gründung von Pius XI., durch die Bulle *Romanorum Pontificum* vom 3. Mai 1922 zum Päpstlichen Werk für Glaubensverbreitung erhoben, damals zugleich — aus sehr einsichtigen Gründen — der direkten Leitung der Propagandakongregation unterstellt wurde. So konnte auf dem Kongreß von Lyon mit dem 100. Todestag der Gründerin des Werkes auch das 40jährige Jubiläum seiner offiziellen Anerkennung durch den Papst gefeiert werden. Trotz dieses vorgegebenen Jubiläumsscharakters des Kongresses verlor sich dieser doch nicht in Deklamationen und Gedächtnisfeierlichkeiten. Bereits das Thema des Kongresses „A temps nouveaux mission nouvelle“ läßt erkennen, daß es seinen Veranstaltern nicht in erster Linie um eine Demonstration des bisher „Geleisteten“ oder „Nichtgeleisteten“ ging, sondern vielmehr um eine Neubesinnung auf die missionarische Gesamtsituation der Kirche und auf den für die Gesamtkirche wie für den einzelnen Gläubigen geltenden Auftrag, allen Völkern das Evangelium zu verkünden. Es fehlte zwar in Lyon nicht an einem der Situation des Kongresses entsprechenden liturgischen und paraliturgischen Rahmen mit feierlichen Pontifikalämtern, Massenveranstaltungen und szenischen Darbietungen am Schluß des Kongresses im Lyoneser Stadion. Aber diese Veranstaltungen wollten weniger einer kirchlichen Schaustellung als vielmehr der „Sensibilisierung“ der ganzen Kirche, der Priester und Laien, für die missionarische Arbeit dienen.

Der Kongreß fand denn auch in Frankreich selbst ein sehr starkes Echo, und zwar nicht nur in der katholischen, sondern auch in der neutralen Presse. Der in katholischen Fragen zuverlässige und sachliche, aber zurückhaltende „Le Monde“ berichtete nicht nur ausführlich über den Kongreßverlauf, sondern veröffentlichte nach Abschluß des Kongresses einen vierspaltigen Artikel mit einer kritischen Würdigung der dort gehaltenen Referate (16. 5. 62). Rom bekundete sein besonderes Interesse durch ein päpstliches Schreiben an Kardinal Gerlier und durch die Entsendung des Präfekten der Propagandakongregation als offiziellen Vertreter des Papstes. In dem Schreiben an Kardinal Gerlier wies der Papst selbst die Richtung, in die der Kongreß dann kräftig vorstieß (vgl. „La Documentation catholique“, 20. 5. 62).

Im ganzen war auf dem Kongreß etwas von jener unbekümmerten Offenheit und Bereitschaft zu spüren, die die Gründerin des Werkes besonders auszeichnete. Wenn die in den einzelnen Referaten aufgerollte Gesamtproblematik der modernen Mission in den 20 Arbeitsgemeinschaften, in denen missionarische Einzelthemen diskutiert worden sind, keinen adäquaten Niederschlag fand, so bedeutet das nicht unbedingt ein Schwächezeichen für den Kongreß selbst. Es zeigt sich darin vielmehr, daß das missionarische Bewußtsein und die für unser Zeitalter spezifische Missionsproblematik in der katholischen Bevölkerung und auch in deren religiösen Eliten noch zuwenig lebendig

sind, als daß bei einem ersten umfassenden Versuch von den einzelnen die spezifische Problematik der Mission unserer Zeit in ihrem ganzen Umfang hätte verstanden werden können.

Das missionarische Grundproblem

Mit dem Begriff Mission verbinden sich noch gerne Assoziationen, die in das Gesellschaftsbild des 19. Jahrhunderts gehören. Was bedeutet aber Mission in einer Zeit, in der räumliche Entfernungen kaum mehr eine entscheidende Rolle spielen, wo sich die Völker der zivilisatorisch unterentwickelten Kontinente der technischen Zivilisation öffnen und die Welt auf dem Wege zu einer Einheit ist, die sich trotz der Spaltung in ideologische und politische Sphären und Blöcke durch die Übermacht des Faktischen fortwährend durchsetzt? Diese Fragestellung war für den Kongreß als ganzen wie für die einzelnen Referate bestimmend. Erzbischof G. Garrone von Toulouse versuchte in seinem Referat „Diocèse et missions“ eine theologisch-pastorale Antwort zu geben, die in abgewandelter Form auch in den übrigen Referaten häufig wiederkehrte („La Documentation catholique“, 17. 6. 62). Bisher galt die Mission als eine Angelegenheit einiger weniger „Charismatiker“, die sich für die missionarische Arbeit in fremden, kulturell und zivilisatorisch unterentwickelten Ländern berufen fühlten, oder auch als eine beinahe ausschließliche Angelegenheit Roms. Es fehlte weitgehend an einem missionarischen Bewußtsein der Gesamtkirche, in den katholischen Verbänden, in den Pfarreien, in den Diözesen, bei Pfarrern und Bischöfen. Die missionarische Arbeit war und ist immer noch nicht in das Apostolat der Gesamtkirche hinreichend integriert.

In einem theologisch-pastoralen Entwurf dessen, was Mission im strengen Wortsinn bedeutet, zeigte der Erzbischof die Rolle auf, die der missionarischen Arbeit innerhalb der Lokalkirche auf pfarrlicher und diözesaner Ebene zukommen soll. Er ging dabei aus von der Aufgabe des Bischofs für seine Diözese und für die Gesamtkirche. Der Bischof ist in Unterordnung unter die päpstliche Jurisdiktion für die Leitung seiner Diözese als Lehrer und Hirte voll verantwortlich. Diese Verantwortung erstreckt sich zwar zunächst nicht über den Bereich seiner Diözese hinaus — was seine Jurisdiktion betrifft. Als Mitglied des Bischofskollegiums, das im Papst seine personale Spitze hat, ist der Diözesanbischof aber zugleich mitverantwortlich für das Wohl der Gesamtkirche. Deshalb gehört die missionarische Arbeit zu den originären Aufgaben eines jeden Bischofs und einer jeden Diözese. Sie muß zwar notwendig ihr Zentrum beim Sitz des Papstes haben, aber von allen Diözesen mitverantwortlich getragen werden. Der Auftrag gilt der Gesamtkirche. Die Gesamtkirche muß missionarisch wirken, nicht nur kirchliche oder gar nur römische Institutionen, nicht nur die „extras“, sondern die Gemeinschaft der Gläubigen, wie sie sich in der Lokalkirche einer Diözese manifestiert.

Zwei wichtige Faktoren können diese Reintegration der Mission in der Gesamtkirche in der Gegenwart besonders begünstigen: einmal der vereinheitlichende Zug in der gegenwärtigen Welt, in der zwar die kulturellen und entsprechend die sozialen Gefälle noch weithin bestehen bleiben, aber von einer zur Vereinheitlichung drängenden technischen Zivilisation überdeckt werden, und zum anderen die Tatsache, daß die europäischen Länder, auch die mit katholischer Tradition, eine pluralistische Gesellschaft beherbergen, innerhalb welcher die Katholiken und noch

mehr die praktizierenden Christen selbst eine Minderheit bilden, also sich einem potentiellen Missionsfeld im eigenen Lande gegenübersehen.

Die technische Zivilisation hat die Völker einander nicht nur räumlich und technisch, sondern auch zivilisatorisch nähergebracht. Der Afrikaner oder Asiate ist für den Europäer der Gegenwart zwar immer noch ein völkisch und rassisch Fremder, aber kein Unbekannter mehr. Die „Primitiven“ des 19. Jahrhunderts sind in den Stromkreis der technischen Zivilisation und der westlichen Kultur geraten. Sie sind nicht mehr etwas, was außerhalb des möglichen europäischen oder westlichen Horizonts steht, sondern beginnen in jeder Weise an den Errungenschaften der europäischen Kultur teilzunehmen. Die meisten ehemaligen Kolonialländer haben ihre politische Unabhängigkeit erlangt und treten als unabhängige und selbständige wirtschaftliche und politische Partner im internationalen Feld in Erscheinung. Ihr Selbstbewußtsein ist gestiegen. Die Kirche mußte sich in diesen Ländern vom Schutz der Kolonialmacht lösen und ohne mögliche Rückgriffe auf eine von außen kommende politische Macht ihr Leben in der Gesellschaft der aufstrebenden Völker gestalten. In vielen der Länder wurde in den letzten Jahren die kirchliche Hierarchie errichtet. Sie sind also zu vollwertigen Gliedkirchen innerhalb der Gesamtkirche geworden. Die verringerten räumlichen Distanzen ermöglichen auch dem Europäer einen besseren Einblick in ihr Leben und in die Kräfte, die dieses Leben gestalten. So können die „Missionsländer“ nicht mehr als „Sonderfälle“ in der Gesamtkirche behandelt werden. Die Frage, wie weit man auf diese Länder bzw. Gliedkirchen noch den traditionellen Begriff der Missionskirche anwenden kann, wurde auf dem Kongreß gestellt, ohne freilich eine eindeutige Antwort zu finden. Eindeutig bekannte man sich aber zur Tatsache, daß sich die alten Abhängigkeitsverhältnisse geändert haben und man die Assoziationen von „unterentwickeltem Heidentum“ und Neger- und Buschmännerromantik definitiv vom Begriff der Mission trennen müsse. In diesem Sinne gebe es keine Missionsländer mehr, und infolgedessen könne auch keine solche Mission betrieben werden. Darin liegt ein vielversprechender Zug für die Verstärkung und zugleich für die Versachlichung des missionarischen Bewußtseins der Gläubigen.

Dem kommt der Umstand der pluralisierten und säkularisierten Gesellschaft in den Ländern mit christlicher Tradition entgegen. Die katholischen „Milieus“ sind verschwunden oder im Verschwinden begriffen. Die religiös oder „weltanschaulich“ geschlossenen Räume sind aufgebrochen. Der Gläubige sieht sich, wo immer sein Standort ist, einer anders- oder nichtgläubigen Gesellschaft gegenüber. Diese Tatsache läßt ihn die Bedeutung des Missionarischen in der Kirche besser erkennen und vollziehen. In einer säkularisierten Gesellschaft, in der die Kirche in ihren existentiellen Grundlagen immer wieder bedroht und zu ständiger Auseinandersetzung gezwungen ist, hat der Missionsgedanke mehr Chancen, zum Gemeingut der Gläubigen zu werden, als in einer geschlossenen „katholischen“ Gesellschaft, die sich gesellschaftlich und institutionell in ihrem Glauben und ihrer Existenz nach allen Seiten hin gesichert weiß. Das wurde in sämtlichen Referaten des Lyoneser Kongresses deutlich. Soll aber dieser Wandel „sachlich“ genutzt werden, dann setzt er auch einen Wandel der Mentalität voraus. Die Erfahrung lehrt, daß der Mentalitätswandel immer hinter den technisch-gesellschaftlichen Gegebenheiten nachhinkt. Der auf

dem Kongreß getadelte Partikularismus im Einsatz der materiellen und geistigen Kräfte in der Mission und die missionarische Zurückhaltung breiter Schichten in Klerus und Volk zeigen, daß sich dieser Wandel der Mentalität noch nicht in dem erforderlichen Maße vollzogen hat. Um so offener und kräftiger setzte man sich deswegen in Lyon dafür ein, die Chancen, die der missionarischen Arbeit der Kirche innerhalb der säkularisierten Gesellschaft zur Verfügung stehen, genügend zu nützen. Um diese Chancen aber richtig gebrauchen zu können, bedarf es einer rationelleren Kräfteverteilung und vor allem einer ausreichenden Stützung der Gemeinden und Diözesen in den eben unabhängig gewordenen außereuropäischen Ländern, einer „materiellen“ und „moralischen“ Aufwertung des Episkopats. In diesem Zusammenhang fiel öfters das Wort von den „unterentwickelten Bischöfen“. Daß aber hier eine durchgreifende Neuorientierung nur von einer pastoralen Gesamterneuerung ausgehen kann, hat Erzbischof G. Garrone ebenso mit Nachdruck betont.

Die Anpassungsprobleme

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Anpassungsprobleme auf diesem Internationalen Missionskongreß einen breiten Raum einnahmen, sie waren ja bereits in der Wahl des Themas „Für neue Zeiten eine neue Mission“ angedeutet. Zudem befinden wir uns in der Geschichte der Mission an der Stelle, wo die Frage der Anpassung sich als elementare Existenzfrage erweist. Überblickt man die überaus zahlreiche Literatur, die sich mit der Frage der Anpassung befaßt, so könnte man manchmal sogar den Eindruck gewinnen, als vergesse man vor lauter Akkommodation, vor lauter Suchen nach neuen Methoden, das Christentum in den Missionsländern zu verwurzeln und lebensfähig zu machen, die eigentlichen Anliegen der christlichen Verkündigung. Die Redner auf dem Lyoneser Kongreß vermieden offenbar diese Einseitigkeit. H. D'Souza (Indien), Generalassistent der Gesellschaft Jesu für Indien und den Fernen Osten, erklärte, um das Problem der Anpassung richtig sehen zu können, müsse man auf das Neue Testament und die urchristliche Verkündigung selbst zurückgreifen. Schon oft habe sich die Rückkehr zu etwas ganz Altem, aber Ursprünglichem als die fortschrittlichste und sachgerechteste Methode erwiesen. Mission hat nicht nur die Anpassung an die örtlichen Verhältnisse, die einheimische Kultur und das Brauchtum zur Voraussetzung, sondern zunächst die authentische Verkündigung des Wortes Gottes. Dieses müsse so verkündet werden, daß es in den betreffenden Ländern wirklich beheimatet und nicht nur eingepflanzt wird. Es muß auch wachsen können. Das kann es aber nur, wenn es dem herrschenden Klima angepaßt ist. Dazu ist aber nicht nur eine einfache Adaptation der Kirche an die gegebenen Verhältnisse, sondern eine möglichst wirksame und vollkommene Integration der Kirche und ihrer Glieder, der Gläubigen, in das gesellschaftliche Gefüge dieser Länder nötig. Hier machte T. Kerstiens (Holland), Generalsekretär der Pax-Christi, auf eine tiefgreifende Schwierigkeit aufmerksam, die den Missionen als Erbe des kolonialistischen Zeitalters verblieben ist. Gestützt auf den Schutz der Kolonialmacht, hat die Kirche auf die Heranbildung einer neuen Führungsschicht zuwenig Rücksicht genommen. Man setzte den Kolonialzustand als etwas Selbstverständliches voraus, ohne künftige Entwicklungen einzukalkulieren. Die Einheimischen, die die Schulen, besonders die höheren Schulen der Missionen besuchten, bega-

ben sich damit auch in den Schutz der Kolonialmacht. Deshalb hat die Kirche unter den nationalistischen Führungsgruppen, die die Geschicke der unabhängig gewordenen Staaten lenken oder wenigstens entscheidend mitgestalten, zuwenig Anhänger. Das erschwert die Integration der Katholiken in der neuen Gesellschaft und trägt viel zum Mißtrauen der neuen Führungsgruppen gegen die Kirche und die Katholiken bei. Um so mehr müssen die Katholiken alles einsetzen, um sich in diesen Ländern glaubwürdig zu machen. D'Souza hob vor allem die soziale Verantwortung der Christen in diesen Ländern hervor. Hier gelte es, nicht zurückzubleiben, um nicht wieder von der Entwicklung überrollt zu werden. Das soziale Gewissen der Christen bedürfe aber noch der Verlebendigung. Ähnlich äußerte sich auch Kerstiens. Die bisher unternommenen Initiativen „Misereor“ (Deutschland), „Catholic Relief“ (USA) usw. fanden ausdrückliche Anerkennung. Es wurde aber wie schon so oft die mangelnde Koordinationskraft der Katholiken auf diesem Gebiet beklagt. T. Kerstiens meinte, vom sozialen Verhalten der Christen in Europa und in den Entwicklungsländern selbst hinge mehr ab als von allen anderen möglichen oder vorauszuhenden Ereignissen. Auch die soziale Praxis der Christen kann zur Lebensfrage der Kirche werden. Er warnte davor, die Herausforderung der Zeit zu überhören, wenn die Kirche sich nicht in die Gefahr begeben wolle, nachdem sie durch verspäteten Einsatz für soziale Gerechtigkeit im 19. Jahrhundert die Arbeitermassen verloren habe, auch die Verchristlichung der Völker in den Entwicklungsländern zu hemmen oder sie stärkeren, antichristlichen Kräften zu überlassen.

Zur Integration der Christen in den Entwicklungs- bzw. Missionsländern gehört auch das Verhältnis der christlichen Konfessionen untereinander. Die Uneinigkeit macht die Christen unglaubwürdig und begünstigt einen religiösen Synkretismus bei der Bevölkerung, denen die Uneinigkeit der Christen unverständlich ist, und führt zu einer allgemeinen Schwächung des religiösen Bewußtseins überhaupt, das ohnehin auch in den Missionsländern durch den mit der technischen Zivilisation wachsenden praktischen Materialismus gefährdet wird. D'Souza konnte über eine kontinuierliche Besserung in den Beziehungen zwischen den Konfessionen in den Missionsländern berichten. Das neue ökumenische Klima, das durch den gegenwärtigen Papst geschaffen wurde, hat sich auch auf die Beziehungen zwischen den Kirchen in den Missionsländern positiv ausgewirkt. Anpassung, gesellschaftliche Integration der Kirche in den jungen Ländern und die richtig geübte Toleranz wurden als die wirksamste und sicherste Abwehr gegen die kommunistische Gefahr, vor deren Unterschätzung ausdrücklich gewarnt wurde, angesehen.

Neue Perspektiven

In den einzelnen Referaten wie in den Arbeitsgemeinschaften wurde eine Reihe von Anregungen für missionarische Initiativen in und außerhalb der Missionsländer gegeben, die hier festgehalten zu werden verdienen. Die Mission muß verstanden werden als Aufgabe der Universalkirche, in der jeder nach Stellung und Begabung die auf ihn zukommenden Aufgaben auf sich nehmen muß. Wie überall muß die Aktion, soll sie wirksam sein, von der Gesamtkirche und im konkreten Fall von möglichst vielen getragen werden. Partikularismen jedwelcher Form müssen abgebaut werden. Berufung zur Mission be-

deutet keinen Verlust für die Seelsorge der Diözese. Die Werbung für die Missionsberufe ist ein dringendes Anliegen, sie darf aber nicht so vor sich gehen, daß Weltklerus, Missionsgesellschaften und Orden gegeneinander stehen. Nur ein gesunder Pluralismus sichert beides: eine wirk- same Seelsorge in der Heimat und die missionarische Arbeit in der Mission.

Die Existenz der Kirche in den Missionsländern hängt wesentlich von der Stärkung ihrer Spitze ab. Diese Spitze, die Bischöfe und — nach ihnen — apostolisch tätigen Laien müssen unterstützt werden, nicht nur durch Gebet und Geld, sondern durch geistig-materielle Hilfe der ganzen Kirche. In der Kirche müssen Institutionen geschaffen werden, die die missionarischen Probleme vertiefen und lösen helfen. Auf allen Ebenen bedarf es einer besseren Konzentration der verfügbaren Kräfte und einer größeren Aufgeschlossenheit gegenüber rasch sich vollziehenden Strukturveränderungen in der Mission. Es bedarf der Sammlung und Sichtung der sozio-kulturellen und religiösen Daten, um sich mit Hilfe der modernen Gesellschaftswissenschaften ein Bild von den Voraussetzungen zu schaffen, unter denen die heutige und zukünftige Mission arbeitet bzw. arbeiten muß. Für alle diese Arbeiten bedarf es einer zentralen Koordinationsstelle, die die Hilfeleistungen aus den einzelnen Ländern und Diözesen aufeinander abstimmt. Kerstiens wies darauf hin, daß die Propagandakongregation sich zu einem solchen Organ für die missionarischen Initiativen der Gesamtkirche entwickeln könnte, „aber nur“, so fügte er hinzu, „unter der Voraussetzung, daß dieses Organ seine Orientierung ändert und Aufgaben übernimmt, die es bisher vernachlässigt hat“. Und Erzbischof Garrone pflichtete ihm bei: „Könnte nicht einmal die Stunde kommen, wo wir den zentralen Organismus, der in der Kirche mit der Ausbreitung des Glaubens beauftragt ist, seine Arbeit auf die Dimension eines missionarischen Dienstes am Apostolat erweitern sehen, in dem er der Kirche den ungeheuren Reichtum seiner jahrhundertealten Erfahrung seines Wagemutes und seines Elans zur Verfügung stellt?“

Die missionarische Arbeit in der Heimat kann nur Erfolg haben, wenn sie sich auf die Bereitschaft der lokalen Institutionen und Verbände stützen kann. Erzbischof Garrone stellte dazu fünf Grundsätze auf:

1. „Die Missionen müssen eine Angelegenheit und eine Aufgabe der Diözesen werden.“ Der Bischof muß sich der Mission annehmen wie jeder anderen seelsorglichen Arbeit. Als Leiter der Diözese ist er auch für den missionarischen Geist in der Diözese verantwortlich und muß für dessen Wiederbelebung sorgen, wo er eingeschlafen ist. Dabei dürfen sich aber die Diözesen nicht aus der Gesamtkirche ausschließen, sondern müssen mit Rom zusammenarbeiten. Bestehende Lücken sollten geschlossen werden.
2. „Die Priester müssen als Mitarbeiter des Bischofs die ersten sein, die das Bewußtsein und die Pflicht zu dieser missionarischen Aufgabe, die in seinem bischöflichen Amt beschlossen liegt, mit ihm teilen.“ Dazu bedarf es einer Ausrichtung der priesterlichen Erziehung in den Seminarien auf die Gesamtkirche, kurz gesagt einer Horizont-erweiterung. Der Klerus muß missionarisch erzogen werden, es muß ihm bewußt gemacht werden, daß er aus der Verantwortung für die Gesamtkirche und deshalb auch für die Mission nicht entlassen werden kann.
3. „Die apostolische Sorge um die Mission muß hineinintegriert werden in die apostolischen Bewegungen der Diözese selbst, um... die ‚Zellen‘ zu durchdringen, und

vor allem die Pfarren.“ Für die Arbeit in den Pfarren genügt nicht eine ein- oder zweimalige Missionspredigt im Jahr. Das missionarische Anliegen bedarf einer festen Verankerung in der Pfarrei selbst, und zwar müsse es ein gemeinsames Anliegen aller Pfarrgruppen werden. Kritisch beurteilte Erzbischof Garrone die Einrichtung von eigenen Pfarrkomitees, wie sie die Propagandakongregation vorsieht, weil sich diese nur zu einer Institution neben vielen anderen entwickeln könnte.

4. „Die Katholische Aktion in ihren verschiedenen Formen und die von den Laien gegründeten apostolischen Organismen müssen die missionarische Arbeit zu einem integrierenden Bestandteil ihrer Tätigkeit machen.“ Die ganze Kirche muß missionarisch sein.

5. Die Patenschaften mit Missionsdiözesen stellen eine „providentielle Erfindung“ dar. Sie müssen aber in einem größeren Rahmen gesehen werden, um eine Kräftevergeudung zu vermeiden. Durch sie ist die Möglichkeit einer direkteren Hilfe für konkrete Bedürfnisse gegeben, sie sollen sich aber nach den Bedürfnissen der Gesamtkirche richten.

Aus den Missionen

Für die
Ausbildung von
Laienmissionaren
in Lateinamerika.
Missionsgebets-
meinung
für Oktober 1962

Die Missionsgebetsintention dieses Monats spricht von Laienmissionaren, nicht von Laienaposteln. Sie denkt in erster Linie wohl an die Ausbildung von Hilfskräften für die so spärlich vorhandenen und von Ersatzkräften für die nicht vorhandenen Priester. Die Situation, die diesem Gebet zugrunde liegt, hat Papst Pius XII. in seiner Ansprache vor dem Laienkongreß in Rom am 5. Oktober 1957 geschildert. Der katholische Glaube in Lateinamerika, so sagte er, werde durch die Tätigkeit von Sekten, die Säkularisierung des gesamten Lebens, den Marxismus und den Spiritismus aktiv bedroht. Außerdem nehme die Bevölkerung dieses Erdteils so schnell zu, daß die Seelsorge mit dieser Zunahme ganz und gar nicht Schritt halten könne. „Bei dieser Lage scheint Uns das Laienapostolat drei Hauptaufgaben zu haben: zunächst die Ausbildung von Laienaposteln zum Ausgleich des Priestermangels in der Seelsorgsarbeit... Man mache sich also vor allem daran, die Laienapostel systematisch auszubilden und in den Riesenpfarreien von 50 000 bis 100 000 Gläubigen einzusetzen, wenigstens so lange, als der Priestermangel anhält. Sodann führe man von der Volksschule bis zur Universität vorbildliche katholische Männer und Frauen als Lehrer und Erzieher ins Lehramt ein. Drittens Sorge man dafür, daß sie in der Leitung des wirtschaftlichen, sozialen und politischen Lebens arbeiten“ (vgl. Herder-Korrespondenz 12. Jhg., S. 117). Auch Johannes XXIII. hat in den Enzykliken *Ad Petri cathedram* und *Princeps pastorum* den unermeßlichen Wert der Laienmissionare hervorgehoben: „Es ist Uns ein großer Trost“, so sagte er in beiden Rundschreiben, „daran zu denken, was diese Hilfskräfte der Bischöfe und Priester... in den Missionsländern mit ihrem Eifer und ihrer Energie geleistet und erreicht haben“ (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 177). Leider ist die Ausbildung solcher Laien zuallererst davon abhängig, daß man überhaupt Laien findet, die sich ausbilden lassen. Von diesen Kandidaten wird ja mehr verlangt als von Laienaposteln: sie sollen die Dienste von Priestern tun, ohne es zu sein. Solche Idealisten können in größerer Zahl nur aus einem Glaubensmilieu hervor-

gehen, das durch eine laienapostolische Bewegung schon aktiviert ist. Eine solche Bewegung aber, das muß immer wieder in Erinnerung gerufen werden, gibt es in den meisten Missionsländern nur in ganz bescheidenen Maßen. Der Bericht zur Missionsgebetsintention für Mai 1961 in dieser Zeitschrift (vgl. 15. Jhg., S. 302) hat das Faktum und seine Gründe ausführlich dargestellt. „Die Laien in den Missionen sind nicht apostolisch eingestellt“, so hieß es dort, und es fehlt nicht an Beobachtungen, daß die Missionskirchen in dieser Hinsicht zu wenig dynamisch sind. Beobachtungen dieser Art treffen vor allem auf Lateinamerika zu. Bischof Larraín Errázuriz von Talca (Chile), der als Vizepräsident der lateinamerikanischen Bischofskonferenz und persönlich den europäischen Katholiken durch seine Rede auf dem römischen Laienkongreß bekannt wurde (vgl. Herder-Korrespondenz 12. Jhg., S. 130), hat in einer umfassenden Analyse der Situation in Südamerika (vgl. Herder-Korrespondenz 15. Jhg., S. 448) den schwachen Punkt der Kirche und des Laienapostolates sehr deutlich hervorgehoben. Der Katholizismus in Südamerika ist groß in seinen religiösen Manifestationen und in vielen Äußerungen der Frömmigkeit. Aber im ganzen betrachtet, durchdringt diese Frömmigkeit offenbar nicht das ganze Leben; man begreift die Lage nicht. Jedenfalls schreibt der Bischof von Talca: „Die Kirche und die von ihr angeregten und geführten apostolischen Werke müssen das wichtigste Anliegen der heutigen Menschen begreifen: den persönlichen und gesellschaftlichen Aufstieg.“ Und er fährt fort: „Wenn Plan und Aktion des Apostolates sich auf diese Dinge richten, dann wird die Kirche das Lateinamerika von morgen aufbauen und taufen können. Andernfalls schwimmt man gegen den Strom und erreicht nichts. Der Weg weist eindeutig auf die Höherentwicklung der Gesellschaft.“ Der Bischof schließt seine Betrachtung mit folgenden denkwürdigen Worten: „Das tiefste Übel in Lateinamerika besteht wohl darin, daß dem Katholiken der Sinn für die Kirche mangelt. Das erklärt viel. Wir begnügen uns mit einer vagen Frömmigkeit und Moral. Wir vernachlässigen die apostolische Bildung. Und wenn wir schon das apostolische Verantwortungsgefühl wecken, dann meist nur in Richtung des ausschließlich Religiösen, anstatt darauf aus zu sein, zu zeigen, daß die allererste und unabdingbare Aufgabe des Laien darin besteht, die zeitlich-innerweltlichen Strukturen, in denen er lebt, menschlich und christlich zu gestalten.“ Der Priesterangel und die Seelsorgsnot sind die auffallendsten Symptome der Gefahren, von denen das katholische Leben in Lateinamerika bedroht wird, und so richten sich die meisten Hilfsaktionen auf die Behebung dieser Notstände. Aber wenn wir für die Laienmissionare beten, sollen wir das ganze Laienapostolat in dieses Gebet einschließen; nur eine Entwicklung des gesamten Apostolates kann die überaus komplexe Krise überwinden.

Ökumenische Nachrichten

Die Ökumene zum Konzil gerüstet Nach eingehenden Verhandlungen ist es Kardinal Bea gelungen, den Welt- rat der Kirchen und andere ökumenische Gemeinschaften dafür zu gewinnen, eine Einladung von Beobachter- Delegierten zum II. Vatikanum anzunehmen. Die erste Einladung erging an die anglikanischen Kirchen und wurde sogleich mit der Berufung dreier Bischöfe durch

Erzbischof Ramsey von Canterbury beantwortet (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 501), obwohl dieser unlängst seine distanzierte Haltung zu Rom klar zum Ausdruck gebracht hatte (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 405). Das hinderte ihn aber nicht, nach seiner Rückkehr vom Besuch des Patriarchen Alexius in Moskau, mit dem er u. a. einen Austausch von Theologiestudenten vereinbart hatte, am 5. August Augustin Kardinal Bea im Lambeth-Palace zu empfangen, ehe der Kardinal sich zu der ersten ökumenischen Konferenz der katholischen Bischöfe Englands nach Heythrop-College begab. Da Erzbischof Ramsey sich als Vermittler zwischen der Orthodoxie und Rom weiß, mag sein Besuch in Moskau für Kardinal Bea wichtige Informationen über die Haltung der Russisch-Orthodoxen zum Konzil ergeben haben, um so wichtiger, als bisher der Außenminister des Patriarchen, Erzbischof Nikodim, seine negative Haltung zum Vatikan und zum Konzil nicht verschwiegen hatte aus Befürchtungen, das Konzil könnte die herrschende Weltanschauung der UdSSR angreifen. Weitere Einladungen des Sekretariats Bea ergingen Anfang Juli, „im Namen von Papst Johannes XXIII.“, an den Weltrat der Kirchen, der ein oder zwei Beobachter entsenden möchte, an den Lutherischen Weltbund, von dem zwei Beobachter erwartet werden, an den Reformierten Weltbund, der drei Beobachter ernennen möchte, und an die Evangelische Kirche in Deutschland. Während der Weltrat der Kirchen auf der Tagung seines Zentralausschusses in Paris (7.—17. August 1962) über seine Haltung zum Ökumenischen Konzil beriet, hatte der Lutherische Weltbund bereits als seine Delegierten die für katholische Fragen sachverständigen Professoren Kr. E. Skyds- gaard, Kopenhagen, und George Lindbeck, Yale University, New Haven (Con., USA) ernannt. Der Rat der EKD wird seinen bisherigen Beobachter beim Sekretariat Bea, Prof. Edmund Schlink, entsenden. Inzwischen haben auch der Methodistische Weltbund und der Internationale Rat der Kongregationalisten, sogar die Altkatholische Kirche, die sich nach dem Vatikanum 1870 bildete, ihre Bereitschaft zur Entgegennahme von Einladungen ausgesprochen. Das Sekretariat Bea hat neben Beobachter-Delegierten auch bedeutende Theologen als Gäste eingeladen, u. a. den Oberen des reformierten Klosters Taizé, Roger Schutz, und seinen Theologen Max Thurian sowie Prof. Oscar Cullmann, den Verfasser des bekannten Petrus- buches. Von einer Einladung an die Häupter der Orthodoxie ist bisher nichts bekannt. Das Hindernis dürfte in Moskau liegen bzw. in der noch nicht hergestellten einheitlichen Haltung der zuständigen Patriarchen und ihrer Berater.

Die Beobachter-Delegierten werden den geschlossenen Generalversammlungen des Konzils beiwohnen und laufend durch das Sekretariat Bea über die Beratungen der Kommissionen und ihre Schemata unterrichtet werden. In der Einladung des Kardinals Bea hieß es: „Wir geben der Hoffnung Ausdruck und bitten unsern Herrn, daß die Beteiligung der Beobachter ein wirksamer Beitrag sein möge für eine immer größere gegenseitige Kenntnis und Schätzung all derer, die getauft sind in Christus...“

Weise Empfehlung im Zentralausschuß des Weltrates

Angesichts der Tatsache, daß der Zentralausschuß des Weltrates der Kirchen zu Zweidrittel aus neuen Mitgliedern, darunter Vertretern der Orthodoxen des Sowjetbereichs besteht, wurde mit ernststen Aussprachen ge-